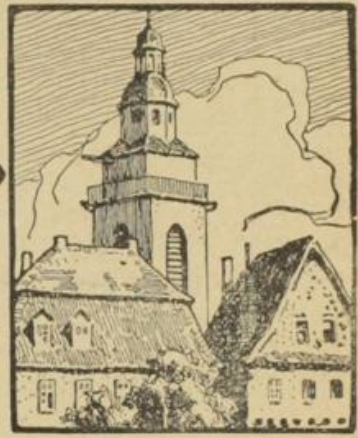


# Sonntagsgruß



## Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 4.

Bießen, 4. Sonntag nach Epiphania, 1. Februar 1914.

3. Jahrgang.

### Untertanenpflichten.

Brief des Apostels Paulus an die Römer 13, 1—5. Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstreibet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den Bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes, so wirst du Lob von derselbigen haben. Denn sie ist Gottes Dienerin dir zu gut. Tußt du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses tut. Darum ist's not, untertan zu sein, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.

In dieser Woche haben wir den Geburtstag unseres Kaisers gefeiert. Gerade in diesem Jahre nimmt das deutsche Volk an allem, was sich auf seinen Kaiser bezieht, lebhaften Anteil; denn durch Gottes Gnade konnten wir im vergangenen Sommer den Tag feiern, an dem der Kaiser vor 25 Jahren den Thron seiner Väter bestiegen hat. Feiert man schon den Tag, da der Privatmann und der schlichte Beamte ein Vierteljahrhundert ersprießlicher Tätigkeit hinter sich hat, so ganz gewiß den Tag, da der Herrscher eines mächtigen Staates auf 25 Jahre der Regierung zurücksieht. Ein Fürst ist in unseren Tagen viel mehr der Kritik ausgesetzt als in alter Zeit. Friedrich der Große hat es nicht erlebt, daß seine Regierungsmaßnahmen Gegenstand der Debatte in der Öffentlichkeit gewesen sind. Was dagegen Kaiser Wilhelm getan und als seine Meinung kundgetan hat, hat Parlamenten, Zeitungen und Büchern Stoff zu eingehender, nicht immer liebevoller Diskussion gegeben. Aber unser Kaiser braucht keine Kritik zu fürchten. Er hat stets das Beste mit seinem Volke gewollt, er hat — oftmals unter schwierigen Umständen — den Frieden erhalten, er hat der Kunst, der Wissenschaft, dem Handel, dem Ackerbau und der Industrie wertvolle Anregungen gegeben. Die Geschichtswissenschaft wird sicher in der Zukunft klarlegen, daß seine Verdienste weit größer sind, als die meisten unter uns heute ahnen. Andere Völker, wie die Franzosen und die Engländer, beneiden uns um unseren Kaiser und um die lebendigen Wirkungen und Anregungen, die von ihm ausgehen. Kaiser Wilhelm ist nun 55 Jahre alt, längst liegt die Jugendzeit hinter ihm. Aber, wie auch für ihn die Jahre

dahinschwinden, die Liebe seines Volkes schwindet nicht dahin. Von einem Jahre zum andern verbindet ein immer festeres Band, das Band der Treue und der Verehrung, das Volk mit seinem Herrscher.

Der Kaiser ist der erste Vertreter der Obrigkeit. Da mag es sich aus Anlaß seines Geburtstages geziemen, einmal von den Pflichten zu reden, die wir der Obrigkeit gegenüber haben. Die vorliegende Stelle bringt des Paulus berühmtes Wort über die Pflichten des Christen der Obrigkeit gegenüber. Das ist ein großes und schwieriges Kapitel, welches, will man es in seiner ganzen Tiefe erfassen, den Raum dieser kurzen Betrachtung weit überschreiten würde. Immerhin seien einige Andeutungen grundsätzlicher Natur gestattet. Politische Ratschläge will der Apostel nicht erteilen. Er faßt das Obrigkeitsproblem bei seiner tiefsten Wurzel an und stellt den Fundamentalsatz auf: Die Obrigkeit ist eine Ordnung Gottes. Damit macht er sie unabhängig von der Parteien Streit und Lärm. Und seine Auffassung deckt sich mit der eines weit Höheren: mit derjenigen des Heilandes selbst. Als Pilatus zu diesem sagt: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht, dich loszugeben?“ erwidert er: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben!“ An der Grundstellung, daß alle Obrigkeit eine Ordnung Gottes, ist also unbedingt festzuhalten. Aber Paulus schiebt mit seiner Forderung an die Untertanen auch aller Obrigkeit eine überaus hohe Verantwortung zu: sie muß sich selbst bewußt bleiben, daß sie eine Ordnung Gottes ist. Vergißt sie es dennoch, so ist des Paulus Rat noch in ganz anderem Sinne, als er hier im Zusammenhang gemeint ist, von ausschlaggebender Bedeutung: „Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes,“ — auch selbst dann, fügen wir in unserm Sinn hinzu, wenn du dafür nicht Lob von ihr haben wirst. Das wird in Gewissenskonflikten der Obrigkeit gegenüber jedenfalls stets ein wahrhaft befreiender Weg sein. Diese Forderung, welche in allen Lebenslagen auf dem Weg des Rechtes erhält, ist zugleich der Ausfluß einer letzten, höchsten Norm, somit auch der Obrigkeit gegenüber. Aber freilich, um eben deswillen darf sie nun nicht gleich zu einer oberflächlichen Beschwichtigung und Ausrede des Gewissens in schwierigen Fällen werden, sondern sie greift nur dann Platz, wenn es sich — auch im politischen Leben — um Höchstes und Letztes

handelt. Diese Norm machte Petrus selber einer Obrigkeit gegenüber geltend: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Daß Petrus aber im allgemeinen ganz im Sinne des Paulus, wonach jede Obrigkeit an und für sich eine Ordnung Gottes ist, gedacht hat, hat er in seinem 1. Briefe (2, 13) klar gekennzeichnet: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen.“ Und das Eine ist gewiß: Wer dem Amt der Obrigkeit als innerstes Element der Berechtigung die göttliche Berufung abstreiten, wer in der Obrigkeit nicht eine göttliche Zulassung anerkennen will, der bestreitet letzten Endes, daß noch Gott, der Allmächtige, im Regimente sitzt.

### Meine Seele ist ein Warten —

Meine Seele ist ein Warten  
auf ein unerfülltes „Was“;  
nicht ersehnt sie — dies und das,  
nein! in ihren stillen Garten  
hofft sie, daß ein Ewiges trete,  
Einer, der das Letzte bringt  
und das große „Amen“ singt  
ihrem innersten Gebete.

Bensheim a. d. B.

K. E. Knodt.

### Treu bis an den Tod.

Uns allen ist noch die graufige Katastrophe in Erinnerung, die vor wenigen Jahren die Zecher Radbod in Westfalen heimgesucht und so vielen Hunderten von braven Bergleuten den Tod gebracht hat. Als man nach dem Unglück mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt war, fand man unter den vielen Toten tief unten in der Grube auch einen, dessen Hand eine Bibel fest umklammert hielt. Nach altem, frommem Bergmannsbrauche hatte er seine Bibel zur Arbeit mit hinunter in die Grube genommen. Ihre Blätter waren am Rande stark von den Flammen angefengt, sonst aber war das Buch unverfehrt geblieben. Als kurz darnach in Radbod der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt wurde, hat man diese Bibel mit in den Grundstein eingemauert. Wenn in kommenden Tagen, in einer Zeit, die noch in weiter Ferne liegt, diese Kirche einmal niedergelegt werden sollte, etwa damit sie einem Neubau Platz mache, so werden die, die nach uns sein werden, inne werden, daß einst, am Anfang des 20. Jahrhunderts, ein Mensch seinem Gott treu war bis an den Tod, daß er an Gott und an seinem Worte Halt und Trost gefunden hat im letzten Kampf und Strauß. Mit dieser Bibel wurde ein Gedicht in den Grundstein eingemauert, das jemand zur Erinnerung an diese Begebenheit verfaßt hatte. Dieses schöne Gedicht hat folgenden Wortlaut:

In deinen Mauern ruhet nah dem Grunde  
Das Buch der Bücher wohl verwahrt,  
Ein Knappe hat in seiner Todesstunde  
Draus Kraft geschöpft zur letzten Fahrt.  
Es kam der Flammen Meer, ihn zu vernichten,  
Umnagte schon des Buches Rand,  
Ein still Gebet nur konnte er verrichten,  
Da reichte ihm der Tod die Hand.  
Und aus des Berges graufig dunklen Tiefen  
Trug ihn der Engel Schar empor zum Licht,  
Wo ihm die Sel'gen ein Willkommen riefen  
Nach einer letzten schweren Schicht.  
Sein Bibelbuch soll uns ein Denkmal bleiben  
Von Bergmannsarbeit, Bergmannsnot  
Und uns ins Herz die ernste Mahnung schreiben:  
Auch ihr sollt treu sein bis zum Tod.

## Gießen im 30jährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

1644.

Es fiel ein frühzeitiger, heftiger Frost ein, schon 14 Tage vor Martini fing es an zu frieren, die Bürger mußten den 9. November auf dem Wallgraben eisen.

1645.

Die französisch-weimariische Armee stand im Frühjahr auf der Au im Lager, die Schweden unter Königsmark zu Alten- und Großen-Buseck, die Niederhessen zu Beuern. Diese haben damals die Stadt sehr geängstigt, doch unternahmen sie nichts Ernstliches gegen sie. Landgraf Georg II. setzte sich in Verteidigungszustand, ließ Truppen anwerben und ein Aufgebot ergehen, auch die Bergschlösser Gleiberg, Blankenstein und Königsberg mit Garnison versehen. Auf Gleiberg wurden 50 Mann Soldaten mit Weibern und Kindern gelegt, das Schloß und der Turm ringsum mit Palisaden befestigt und von hier aus Stücke (Kanonen) und Doppelhacken hinaufgeführt.

1646.

Die Schweden forderten von den Landgrafen, daß er ihnen Gießen einräumen und die kaiserlichen Regimente wegschicken sollte. Beides wurde verweigert. General Eberstein zog sein Heer unter den Wällen von Gießen zusammen. Da wegen anhaltender Dürre der Wallgraben ziemlich seicht war, gedachten die Schweden den 12. Juli in der Morgendämmerung die Stadt zu überrumpeln und kamen mit Faschinen und anderen Werkzeugen, um Graben und Wälle zu übersteigen. Sie fanden aber die Garnison und Bürgerschaft auf dem Wall zu ihrem Empfang bereit und zogen daher ab. Sie machten hierauf Anstalten, Bomben in die Stadt zu werfen. Jedermann bangte vor dem Schrecken einer Belagerung und Beschießung, als Gottes Güte auch dieses Unglück von der Stadt abwendete. Nämlich es entstand den 14. Juli ein so starkes Gewitter mit Hagel und Platzregen, daß das Wasser tief in allen Feldlagern stand und die angebundenen Pferde sich losrißen und teils in der Lahn umkamen, teils sonst zerstreut wurden, so daß die Soldaten selbst bekannten, Gott streite für diese Stadt. Die Feinde hielten sich darauf wegen des andauernden Regens und Morastes ziemlich ruhig. Den 29. schickte der Landgraf den Superintendenten D. Feuerborn als Abgesandten in das schwedische Lager nach Heuchelheim, welcher von dem schwedischen Generalfeldsuperintendenten Michael Ludovici freundlich aufgenommen wurde. Am nächsten Morgen wurde er zu dem Generalfeldmarschall Wrangel gebracht. Hier sprach er mit solcher männlichen, eindringenden Beredsamkeit dem Landesfürsten und der Stadt zum Besten und stellte die allgemeine Not so dringend vor, daß der schwedische Assistenzrat Alexander Erskine mit ihm in die Stadt geschickt wurde zum Landgrafen. Worauf Sonntags, den 2. August, die ganze schwedische Kriegsarmada aufbrach und wegzog.

Die lang ersehnte Vereinigung der Schweden mit der französischen Armee unter Turenne war den 31. Juli bei Gießen erfolgt.

Verstorbene zählte man in diesem Jahre in der Stadt 517, Getaufte ungefähr die Hälfte.

1647.

Landgraf Georg II. beschickte den allgemeinen Friedenskongreß zu Münster und Osnabrück durch seinen Kanzler Anton Wolff von Totenwart und den Universitätsvizekanzler Just Sinolt, genannt Schütz. Bei diesen Friedensverhandlungen herrschte Krieg und Zerstörung im Lande. In Königsberg wurde wenige Tage vor Pfingsten Turm und Schloß von den

Schweden mit Pulver gesprengt, wobei auch die Kirche in Trümmern zusammenfiel und die Hälfte der Stadt abbrannte.

1648.

Den 29. November wurde im ganzen Lande das frohe Dankfest wegen des abgeschlossenen Friedens zu Münster und Osnabrück gefeiert.

1649.

Die schwedischen sowohl als die französischen Friedensexekutionsvölker drückten das Land hart. Da man die großen zur Befriedigung dieses Militärs erforderlichen Summen im Laufe des ganzen Jahres nicht aufzubringen vermochte, so dauerte die Exekution fort. Denn die Einkünfte des Landes hatten sich vermindert, da in den meisten Städten und Dörfern die Zahl der Einwohner kaum den vierten Teil derjenigen betrug, welche beim Anfang des 30jährigen Krieges vorhanden war. Endlich fand man durch Anleihen Mittel, die Summen zusammenzubringen, die Truppen zogen ab, der Friedensexekutionshaupttrezef wurde in Nürnberg aufgesetzt, und den 28. Juli 1650 wurde deswegen im ganzen Lande das freudige Lob- und Dankfest gefeiert.

(Schluß folgt.)

### Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Peterjen in Darmstadt.

(Sortsetzung.)

Auf dem Lande gestaltet sich natürlich alles noch volkstümlicher, und dort hat auch der im Freien getanzte Hochzeitsreigen, an dem das ganze Dorf teilnimmt, seinen Platz. Wenn der Bräutigam seine Braut aus einem anderen Dorfe holt, gibt es dann einen feierlichen Hochzeitszug mit der einfachen Musik der Hirtenflöte und der großen Trommel, der timpanon, deren gellende und dumpfe Töne vereint die Kunde von dem, was vorgeht, in weite Ferne tragen. Bei derartigen Hochzeiten mag es dann auch vorkommen, daß der Bräutigam die Braut bei der Hochzeit zum ersten Male sieht. Hochzeitszüge eines Nomadenvolkes, das mit seinen Herden im Winter in den Ebenen am Meerufer, im Sommer auf den hohen Bergen in härenen Zelten und Laubhütten haust und der Käsebereitung obliegt, haben wir öfters gesehen. Es ist ein merkwürdiger Zug, solch ein Hochzeitszug, der oft 7—8 Stunden Wegs von dem Haus der Braut bis zu dem des Bräutigams zurückzulegen hat. Oft sah man die Braut matt und bleich von dem langen Weg in der Hitze und dem Sonnenbrand. Gewöhnlich sitzt sie auf einem weißen Rosse, umhüllt von einem Schleier, in ihrer selbstgewebten härenen Kleidung von brauner Farbe. Schön gewirkte Teppiche sind über den Sattel ihres Tiers gelegt. Wehmütig und traurig auszufehen ist ihre Pflicht; denn sie darf nur zeigen, wie schwer es ihr fällt, zu scheiden aus der väterlichen Hütte; die Erfüllung der Pflicht mag ihr oft nicht sehr schwer fallen. So gefeiert sitzt sie nur als Braut hoch zu Ross. Ist sie verheiratet, sitzt gewöhnlich der Mann, die Krone der Schöpfung, auf dem Tier, und die Frau tritt, die Gabel mit der ungesponnenen Wolle unter dem linken Arm und mit der Rechten den durch einen Spinnwirbel nach unten gezogenen Faden drehend, hinterher. Sie muß wehmütig ausfehen, und ihr Tier darf nur langsam gehen, als fühle es die Zurückhaltung seiner Gebieterin mit. In den Orten, welche solch ein Zug durchzieht, wird Haß gemacht. Pfeifer und Trommler stellen sich in die Mitte des sich bildenden Kreises und wirken künstlerisch im Schweiße ihres Angesichts. Da werden dann die Tänze von den Männern ausgeführt und der

Anführer jedes Reigens, der Vortänzer, belohnt die Musikanten, indem er auf die feuchte Stirne der Pfeifer sein Geldstück klebt. Wenn sie durch das königliche Gut Tatoi auf dem Parnas zogen, wo ich im Sommer zu Gaste war, kamen zum Silber die Goldstücke der königlichen Familie, die sich etwas vortanzten ließ.

Unter den griechischen Volksliedern befinden sich manche schöne Hochzeitslieder, die bei solchen Gelegenheiten zum Reigen gesungen werden oder gesungen worden sind; denn was man in den Sammlungen findet, gehört oft schon der Vergangenheit an, und neue Zeiten bringen neue Lieder. Ich kann mir nicht versagen, einige mitzuteilen, die ich, so gut es gehen wollte, und es geht meistens recht schlecht, übersezt habe. Zum Beispiel folgendes Lied, dessen Verse immer mit einem Zahlwort anfangen.

1. Ein Gott uns schuf, so dich wie mich, o süße Wachtel mein,  
Komm' laß mich küssen doch die Lippen dir und dein hold'  
Müdelein.
2. Zwei Augen hast du, liebes Kind, so tintenschwarz, ge-  
heimnisvoll,  
Sie geben Schönheit dir, doch mich — mich machen sie am  
Ende toll.
3. Drei Gnaden gab dir Gott, ich schwör's bei der Dreieinig-  
keit,  
Die Schönheit und die Wohlgestalt und all die Lieblich-  
keit.
4. Vier Arme hat das Kreuz, ich seh's an deinem Halse  
hängen,  
Und küssen alle nur das Kreuz, ich küsse deine Wangen.
5. Fünf Messer wezte ich auf Scherenschleifers Steine,  
Die tat ich in mein Herz, daß Schmerz durchzucke mich  
alleine.
7. Siebenmal fiel ich, o Liebste mein, in Ohnmacht heut,  
das glaube,  
Dreimal zur Früh, dreimal zur Nacht, um dich, du gold'ge  
Taube.
8. Acht Füße hat der Krebs, er schreitet hin und her gelassen,  
Ich hoff' zu Gott, daß er mir hilft, daß ich dich könne  
lassen.
9. Neun Schiffe habe ich gebaut, bewehrt mit Kupferwänden,  
Die Ruder zog ich nur um dich, wann wird die Qual mir  
enden?
10. Zehn Worte sprachst du nur, sag zehn mal zehn bei Leibe,  
So werdens hundert, und ich nehme dich zum Weibe.  
Jetzt fangen die Zehner an:
11. 20 Aepfel sandest du gebunden in ein Tüchlein,  
Ich wähl' und nahm das rote mir, wie Lippen rot, das  
Aepflein.
12. 30blättrige Rose pflanzte ich, Mädchen, in deine Seele,  
Die Blätter deines Herzens mit Wasser zu tränken ich er-  
wähle.
13. 40 Ruthen grab ich den Hof dir, mein Kind,  
Um Rosenwasser zu schöpfen, daß es dich kühle lind.
14. 50kantiger Edelstein, eiskaltes Blei,  
Meine Jugend gab ich in deine Hand, nun ist es vorbei.
15. 60stängig mag das Gefängnis sein, zu dem sie uns ver-  
dammen,  
Der Türke nehme den Schlüssel mit, wenn wir nur blei-  
ben zusammen.
16. 70 Versuchungen habe ich, der Arme, schon bestanden,  
Für dich, du süßes Liebchen mein, die du mich hältst in  
Banden.

17. 80 Marmorstufen betret' ich, in Fensterparaden  
 Für dich, mein Kleinod du, dich lassen wär' mein Schaden.  
 18. 90 Kirchen betret' ich, um zu beten unterdessen  
 Für dich, o goldne Liebe mein, die ich nicht möcht' ver-  
 gessen.  
 19. Bei hundert Wasserquellen und hundert Bergeschlünden,  
 20. Ich sag' dir nimmer ab, mein Lieb, ich trage dich in mei-  
 nes Herzens Gründen.

Der Reigenführer und Vorsänger singt jede Strophe vor, und der Chor singt sie nach, wobei alle sich in gemessenem Tanzschritt nach dem Rhythmus bewegen.

Oder ein anderes, das man oft abends in den Straßen von den cantadores in Athen zu hören bekam. Der Vorsänger singt eine halbe Strophe und bricht auch mitten im Worte ab, worauf der Chor mit einem Ausruf einfällt, aber auch die vorgesungene ganze Strophe nachsingt, etwa in der Art:

Ein Bäumchen ha — holde Drimándo (Mädchenname)  
 Ein Bäumchen hatte ich in meinem Hofe drinnen.

— — — — —  
 Zum Trost für dich, die ich tu herzlich minnen.

Und nicht wei — heda Drimándo —  
 Und nicht weiß ich, was das für eins mag sein

— — — — —  
 Denn die Blätter hat's von purem Golde

— — — — —  
 Und die Zweiglein sind von eitel Silber

An der Wur — heda Drimándo —  
 An der Wurzel eine frische Quelle

— — — — —  
 Wer sagt mir, was das bedeute jezt zur Stelle?  
 Daß ich trinken und zur Quelle mich mög' neigen  
 Und die Augen küssen, die sie nennt ihr eigen.

Derartige Reigenlieder gibt es eine große Menge, manche so geheimnisvoll wie einzelne unserer deutschen Volkslieder. Ein Hochzeitslied möchte ich noch mitteilen, weil darin das gewissermaßen alles, was an der Braut und um sie her vorgeht, sich widerspiegelt. Es ist eine Perlenkette von sieben Distichen:

1. Wenn man die Braut kämmt.

Goldblonde Locken wallen dir vom Haupte auf die Schulter,  
 Holde,  
 Und Engel kommen und kämmen sie dir mit Kämmen von  
 lauterem Golde.

2. Wenn man die Braut anzieht.

Als dich die Mutter einst gebar, da blühte es auf allen  
 Bäumen  
 Und in den Aesten auch die Vögelein, die zwitscherten in  
 Träumen.

3. Wenn man die Braut schmückt.

Als dich die Mutter einst gebar, es stieg die Sonn' herab in  
 Blut entglommen,  
 Gab dir die Schönheit strahlend klar und ging, woher sie war  
 gekommen.

4. Wenn man der Braut den Schmuck abnimmt.

Heut' leuchtet der Himmel, heut' leuchtet der Tag  
 Heut' vermählt sich die Taube, der Adler mit Flügelschlag.

5. Wenn man die Braut dem Bräutigam übergibt.

Wir nahmen das Rebhuhn, das schöngefiederte, an die Hand  
 Und ließen der Nachbarschaft zurück nur ein verödet Land.

## 6. Lied der Mutter.

Erkloffen sieben Himmel sind, 12 Evangelien senden  
 Verheißungen der Tochter mein, die sie mir wanden aus  
 den Händen.

Doch genug von der Hochzeit! Die Gäste trennen sich und jedem unverheirateten Menschenkinde wird der Wunsch dar- gebracht: „und auf die eigene Hochzeit!“

Von den geschlossenen Zeiten wollte ich noch ein Wort sagen. Während den Fasten, also in den vier Wochen der Adventszeit und in den großen Fasten der Passionszeit, darf keine Hochzeit stattfinden, durch kirchliches Gesetz und durch die Sitte verboten ist die Hochzeit im Monat Mai. Auch die Römer hielten die Hochzeiten im Mai für böse. Warum, weiß ich nicht zu sagen, auf eine Frage nach dem Grunde lautete einmal die Antwort, ston Máion pandrówontä, im Mai heiraten die Esel. Die Folge davon ist, daß kurz vor den Fasten und gleich nach Ostern die meisten Hochzeiten stattfinden.

Wenn man, wie ich es ja tue, das Leben eines Griechen von der Wiege bis zum Grabe verfolgt, würde man es nicht recht erfassen, wollte man übersehen, wie sehr dasselbe durch die Kirche sein Gepräge bekommen hat. Die Frömmigkeit der Athener war im Altertum bekannt, ebenso ihr Verlangen nach Neuigkeiten. „Ich sehe,“ mußte ihnen Paulus sagen, nachdem er ihre mit Tempeln und Altären reich geschmückte Stadt durchwandert hatte, „ich sehe, daß ihr gar sehr disidämones seid“, d. h. gottesfürchtig oder abergläubisch. Beides trifft noch heute zu. Aberglaube lebt in jedem Volke, auch in dem unsern, wenn er auch sich nicht so ungeniert gibt, wie bei den Griechen. Gottesfürchtig sind die Griechen wohl noch heute zu nennen, wenigstens mit eben demselben Rechte, wie Paulus sie disidämones nannte. Nur darf man nicht große Innerlichkeit suchen, wo ein ganzes Volk durch seine Kirche nicht zur Innerlichkeit angeleitet wird, sondern seine Religion in der Teilnahme an kirchlichen Festen und Feiern und in der strengen Befolgung kirchlicher Satzungen sieht. In der griechischen Kirche ist der Laie, das Volk, passiv, untätig, man möchte fast sagen, auch geistig untätig. Da die Predigt etwas seltenes ist, obgleich nach dieser Richtung hin in letzter Zeit mehr getan wird, so bleibt dem Laien auch nichts zu denken. Er sieht jahraus jahrein alle Zeremonien von seinen Priestern vollziehen, und was er selbst dabei zu tun hat, ist wenig mehr als das Kreuz schlagen und der Ausruf kirie eléison. Durch das Erstere eignet er sich das Gesagte oder Gehandelte zu, versiegelt es für sich, durch das Zweite erbittet er es sich. Der Gebrauch des Kreuzeszeichens ist ein grenzenloser. Der Grieche schlägt das Kreuz anders als der römisch-katholische Christ. Er legt die drei großen Finger der rechten Hand zusammen und berührt damit Stirn, Brust, rechte und linke Schulter. Mit dem Schlagen des Kreuzes begleitet der Grieche die gottesdienstliche Liturgie. Wenn er an einer Kirche oder an einem Heiligenbild vorbeigeht, oder wenn ein Leichenzug an ihm vorüberzieht, bekreuzigt er sich. Wenn etwas ihm Erstaunen und Verwunderung erregt, macht er sein Kreuz. Es ist die Bewegung ihm so mechanisch geworden, daß sie ihn in seinen sonstigen Beschäftigungen nicht stört. Der Hausierer ruft seine kordélles kä tsitia, Band und Baumwollzeuge, oder seinen moskoliwano, Weihrauch, aus, während er das Kreuz schlagend an einer Kapelle vorübergeht. Dem Kreuze wohnt die Kraft inne, das Gottwidrige und Dämonische zu bannen. Durch Kreuzschlagen schützt sich das Weib aus dem Volke gegen den üblen Einfluß, der ihm etwa von einem arglos vorübergehenden Europäer, einem Franken, einem „Ungetauften“, d. h. nicht ganz Untergetauften, droht. Speisen, Getränke,

Gefäße werden durch das Kreuzeszeichen vor äußerer An-  
deckung geschützt. (Fortsetzung folgt.)

## Frühlingswehen.

Eine Erzählung von Hanna Krüger.

Die Glocken läuten ein hohes Lied,  
Vom Leben und Tode singen sie:  
Wie aus dem Tode das Leben steigt  
Und lächelnd und lieblich den Menschen sich neigt  
In heiliger Melodie!

Durch die Reihen der Grabhügel zittert es am Totensonntag wie tiefes tiefes Atemholen. — Spüren die Menschen, deren Ueberresten man die Hügel errichtet hat, daß alle Gedanken nur zu ihnen wandern und sich mit ihnen beschäftigen und ihr verlöschtes Leben wieder aufrichten und neu entzünden an dem heiligen Feuer der Erinnerung? — An dem einen Tag! Von leisen Schritten wogt es zwischen den stillen Stätten, und auf den Gräbern selbst schimmert und grünt es von Waldkränzen und blumengefüllten Kreuzen und Schalen. Die Lebendigen feiern mit den Toten das alljährliche Fest der Liebe und der von Tod und Abschiedsleid nicht zerstörbaren Gemeinschaft! Der Freund feiert mit dem Freund; der Einsame feiert mit dem Einsamen; die Mutter mit dem Kind, das Kind mit der Mutter; der Einzelne wiederum mit allen! — Ist die herrliche Prophezeiung nicht jetzt schon in ihrer Grundbedingung erfüllt, wenn auch für das Auge noch nicht voll und ganz sichtbar, doch mit dem Herzen deutlich zu fühlen und zu ergreifen? Die unsterbliche Seele verbindet schon auf Erden alle, und das eine große Ziel schlingt das Band der Zusammengehörigkeit um alle. Das Ziel, das der eine sich erkämpft und erringt im Dunkel der Anfechtung und der Ungewißheit, und das der andere als unverwelklichen Besitz, seine Erdentage erklärend, in der Brust trägt.

Was sag ich: Tote! Dahingegangene sollte man immer die nennen, deren menschliche Hülle in der Grabeskammer ruht! Die Seele mühte mit vermodern und verderben, aber sie hat längst die Flügel gebreitet, sonst wäre unsere lebendige Hoffnung ein verwelkend und verwesend Blatt! Lob und Preis dieser Hoffnung und warmer Dank dem gütigen Gärtner, der sie in unser Erdendasein gepflanzt hat! —

Von einer Dahingegangenen will ich erzählen. — Es ist Frühling. Die Frühlingssonne leuchtet über den Gräbern, und noch schimmern die Epheudecken und hängenden Zweige der Tränenweide feucht von Tropfen geschmolzenen Schnees. Aber aus dem Grün lugen lächelnd seidengewandete Schneeglöckchen, lugen hervor auch aus den Gläsern, die treue Hände vor vereinsamten Urnen aufgestellt haben. Ein warmer Wind zieht über die stille Friedensstätte und bewegt die Blumen und die Blätter. Jedoch er ist nicht mehr Wind für mich. Sein Säufeln und das Raunen der Natur wandeln sich in Stimmen, freundliche Stimmen derer, die für geraume Zeit schlafen und im Traume reden und sagen von Glück und Leid der Erdentunden, von Glück ohne Weh der Ewigkeit! Und das Flüstern und Raunen führt mich vom Friedhof fort, an die Stätte, wo die Dahingegangene gewirkt und gelitten und Segen gesendet hat.

Elisabeth! — Ich stehe in der Werkstatt eines schlichten Grabmalkünstlers. Es ist Abend. Die Dämmerung webt ihre feinen Gespinste; doch die letzten lichten Strahlen der scheidenden Sonne mögen den friedlichen Raum noch nicht verlassen und wollen sich gar nicht loslösen von dem Bildwerk, das nahe dem Fenster auf einem hohen Sockel steht. Es stellt einen feinen, ausdrucksvollen Mädchenkopf dar. Er ist leicht auf die

schmale Brust gesenkt; über der reinen Stirne wölbt sich das blonde Haar; von einem Band gehalten, fällt es in weichen Wellen auf die Schultern und den Rücken und verbirgt so — mit voller Absicht des Künstlers — und zeigt zugleich an, den häßlichen Höcker, das Erdenleid des jungen Mädchens. „Das ist meine Elisabeth,“ sagt der ergraute Künstler, „ich habe die Büste in ihrer besten Zeit geschaffen, kurz vor der letzten Todeskrankheit.“ Um den sprechend geformten Mund liegt ein Lächeln; mir wird dabei weh und froh zugleich zu Mute. — Wir brauchen nicht viel zu fragen. Der Künstler erzählt gerne; er hat uns schon viel gezeigt und erzählt von seinem Schaffen, und zeigt uns nun sein Liebstes und Heiligstes: den Friedensengel und Schutzgeist seines Hauses und seiner Werkstatt. Der alte Mann spricht zu meiner Tante weiter, denn ich höre kaum noch hin — der Mädchenkopf in seinem engelhaften Liebreiz ergreift mich, zieht mich in seinen Bann — und die Stimme des Alten klingt wie eine traurig zarte Volksweise an mein Ohr, wie man von einem geschiedenen Menschen spricht, der einem nahe gestanden hat, und er zieht beim Erzählen einen Schleier über sein innerstes Fühlen. Aber der Schleier ist durchsichtig; mir ist, als ob ich spürte, wie das Herz schmerzlich in jedem Wort zuckt! Und in einem schlichten, ach so geduldigen Ton spricht er, wohl wissend, daß des Schicksals Härte sich leichter gefaßt und ohne Murren ertragen läßt!

Einmal muß ich mich doch umwenden und ein Kunstwerk betrachten, das zwischen vielen anderen, begonnenen und fertigen, und gesammelten Steinwundern auf dem Tisch längs der Wand steht. „Elisabeths letzte Arbeit!“ hat der Alte eben erklärt. Es ist ein feines, reizendes Nymphenfigürchen; es trägt das Antlitz und den Ausdruck seiner Schöpferin. O, welche wundervolle Begabung spricht sich in dem kleinen Werk aus! Ein herrlicher Ersatz gewiß für vieles, was du entbehren mußt, arme, o, und doch so reiche Elisabeth! Schön ebenmäßig setzt sich die Rückenlinie der Figur bis zu den weichen, anmutig gerundeten Hüften fort, und die Augen sind sinnend und träumerisch in die Ferne gerichtet wie bei der jungen Elisabeth selbst. So mag sie wohl gesonnen und geträumt haben in ihrem Leben; siehe, das Licht der Erfüllung ist ihr frühe entzündet worden! — Ein Hauch ihres Wesens geht von der kleinen Nymphe aus, und ich betrachte sie länger, als ich eigentlich wollte, dann gleitet mein Blick wieder auf das Antlitz der jungen Elisabeth hinüber. Die Sonne küßt zum letztenmal an diesem Tage Augen und Mund und Haar des jungen lieblichen Geschöpfes. Da steigt aus dem Dunkel und Schweigen die Geschichte eines entbehrungsvollen und doch reich gesegneten Mädchenlebens vor mir auf.

Elsie, wie man sie als Kind gerufen hat, wurde mit einem wohlgestalteten und gefunden Körper geboren; sie war das Glück ihrer Eltern und der Gegenstand zärtlicher Liebkosung ihres unbändigen Bruders. Niemand ahnte, daß eine dunkle Wolke über dem kleinen, lachenden Leben hing und unsägliches Leid, harten Kummer und Kampf herabsenden würde! Die Amme ließ das Kind im zarten Alter von einem halben Jahr fallen. Gesah es, weil sie die Bewegungen ihres Schützlings in unglücklicher Stunde nicht bewachte, war es Leichtsinns beim tändelnden Spiel? Wer will das sagen und gedankenlos richten? — Das Lied hub traurig an und wurde erschütternd durch Schuld! Hätte die Frau rechtzeitig ein Wörtchen von dem Geschicknis gesagt, so hätten die Eltern, im Verein mit den Ärzten, ihrem Liebling noch helfen, ja ihn vor dem entsetzlichen Geschick bewahren können! Qualvolle Leidensjahre folgten; qualvoll durch die ohnmächtigen Versuche, den Rücken des Kindes wieder zu glätten. Ich weiß nicht

viel von Elisabeths Kindheit. Zu welchem Zweck auch die Seelenschmerzen eines noch weichen, unbewußt lebenden Menschen schildern? Wie mag man sich ein Kind mit Seelenleid vorstellen! Kinderschmerzen sind nur flüchtig und vorübergehend. Aber ein Kind mit einem Höcker, mit einem niederdrückenden Buckel . . . es ist so traurig, daß ich es nicht weiter ausmalen mag. — Dornig wird wohl auch die Schwelle gewesen sein, über die Elisabeth mit all den gesunden Genossinnen in die Jugend eintrat mit ihren schimmernden Gaben und Freuden! Der Kindheit Schmerzen hatten überreiche Elternliebe und verdoppelte Zärtlichkeit des Bruders und der Freundinnen gelindert. Nun war dies verflossene, doch nicht vergessene Schwere selbst ein starker Rückhalt für das erwachsene, für das im Leiden gereifte Mädchen: all das sich Aufbäumen gegen ein Los, das das Kind nicht begreifen konnte noch wollte, sondern das es in ermüdenden Kämpfen als eine Ungerechtigkeit empfand, all die heiß verweinten Stunden, bis endlich wohlthätiger Schlaf sich herabsenkte. Wie blickten Elisabeths Augen voller Frieden und Glück! Niemand sollte unter ihrem Schicksal mitleiden, und nur selten vernahm ihre Umgebung einen Seufzer oder eine Klage.

So schien es ein reiches Glück zu sein, was doch lange erzwungen und erbeten war, bis es endlich wurzelte und das ganze Mädchensein erfüllte und seine Strahlen weithin verbreitete, daß die Umwelt das Bemitleiden vergessen lernte. Wie dankbar war Elisabeth für den Lohn ihres Kampfes! Nun erst hatte sie wahre Freude am Leben und spürte wahren Drang zur Tätigkeit. Sie wußte sich einen edlen, sonnigen Kreis zu schaffen und liebe Freundinnen darinnen festzuhalten und anzuspornen, indem sie ihnen leuchtendes Vorbild wurde. Hatte die Natur ihr eine Last in die Welt mitgegeben, so hatte sie doch, gütig und weise, ihr herrliche Gaben des Geistes und des Gemütes nicht versagt! Elisabeth hatte eine Stimme, echtes Gold war in der Stimme; und sie wurde ihr erst ein Trost und dann, nicht nur ihr, sondern vielen anderen mit ihr, eine unbeschreibliche Lust. Bald, nachdem sie die Kinderschuhe abgelegt hatte, sang sie im Chore mit. Ihre Stimme schwang sich auf und breitete ihre Schwingen über all die anderen, hell jauchzend und tief traurig wie eine Glocke in Lust und Leid. Noch eine andere Kunst nannte Elisabeth, als schönsten Besitz, ihr eigen. Sie schuf mit ihren Händen Wunder; die Bildhauerwerkstatt des Vaters legte Zeugnis ab von der Tochter hohem, geniusdurchdrungenem Wirken. Die beiden Götterkünste vereinten sich alsbald. Die stille Arbeitsstätte wurde lebendig; zwischen dem Klopfen und Hämmern und dem Bohren des Meißels trillerten, weinten und lachten die Töne des Liedes, das eine Menschenseele hatte und darum Freude und Weh des Menschthums durch das Fenster mit seinen Rebenranken hinausstrug in Gottes Welt, wo es Wiederhall fand in den anderen klopfenden und fühlenden Herzen! — Und noch andere Klänge konnte man zu Zeiten in dem Arbeitsraume, dem Heiligtum der jungen Elisabeth, vernehmen: Scherzen und Lachen und Plaudern. Junge Mädchenherzen, herzfrohe Mädchen Gefühle! — So war es fröhliche Zeit, ein nie versagendes Kommen und Gehen im rebenumspinnenen Häuschen, im liederfeligen und kunstbeglückten Dasein des Künstlerkindes. —

Und dann trat das Große in Elisabeths Leben ein, das dies Leben krönte und zu blauen, lichtflutenden Höhen hob! Das war an einem Frühlingsabend. Elisabeth sah noch fleißig feilend und formend bei geöffnetem Fenster in der Werkstatt. Sie schuf gerne die Modelle zu des Vaters Aufträgen. Eine BrunnenSchale für einen Privatgarten sollte diesmal geliefert werden. Die Schale war schon vollendet. Eine anmutige Mäd-

chengestalt saß auf dem Rand, und in den hoherhobenen Händen eine Krone haltend, beugte sie sich über den Grund. Auf einer steinernen Kugel inmitten der Schale saß ein Frosch mit menschlich leuchtenden Augen. Englein und Putten kletterten am Rande und streckten die offenen Händchen in das köstliche Naß, das aus den Zacken der Krone fließen und an dem lieblichen Hindernis, den verlangenden Kinderhänden, zerstäuben sollte. Die junge Künstlerin hatte Freude an ihrem Werk und war ganz vertieft in das lebendig aus Form und Stein wiedererstehende Märchen vom Froschkönig. — „Nun, Bruderherz, hab ich's bald bewerkstelligt und darf Feierabend machen, wenns Euer Gnaden erlauben!“ — Elisabeth war ganz erschrocken aus ihren Träumen aufgefahren. Da waren auf einer Leiter, mitten vors offene Fenster gestellt, zwei Beine zu sehen. Zu wem sie gehörten, war nicht ersichtlich, denn die Gestalt ragte noch über das Fenster hinaus. Sie zeigte sich auch noch nicht sogleich. Ab und zu fiel ein ganz verschrumpftes, vergessenes Herbstblatt herab, das schon im Fallen wie Sunder zerstäubte. Dann schwirrte ein Zweig hernieder, noch lebensfrische Keime tragend, das war traurig; der letzte Frühlingsturm hatte arg gewirtschaftet. Und nun mußte unter dem Rankenwerk Ordnung geschafft werden und Fürsorge walten, daß größerer Widerstand sich entgegensetze in kommenden Tagen und Nächten. — „Ja, Ernst, glaubst du denn, ich sei ein Tyrann? Ich danke dir schön für deine Hilfe; sieh dir nur einstweilen meine Arbeiten hinter dem Glas in der Nähe an. Ich komme bald nach. Ein herrlicher Abend liegt vor uns für den Austausch der Gedanken und die gegenseitige Eröffnung der Herzen! Tschhe!“ Fröhliches Pfeifen begleitete die letzten Worte. — Elisabeth hatte das Zwiegespräch, das unbefangen, nicht extra laut oder leise, geführt wurde, mit angehört. Nun mußte der Fremde gleich erscheinen; sie sah wie angewurzelt an ihrem Platz in ängstlicher Scheu. Aber nein, er war ja gar kein ganz Fremder für sie. Daß sie nicht gleich daran gedacht hatte! Lange abwesend in der großen Kunststadt, war er nun in die Heimat zurückgekehrt, gerade heute, Bruder Alfreds geliebter, liebster Freund! Die Leiter geriet in schwankende Bewegung, und das Ende des Bastfadens tanzte und baumelte zwischen den Sprossen.

(Schluß folgt.)

### Woher hat Luther in seiner Bibelübersetzung das Wort „Scherflein“?

Eine Antwort auf diese Frage gibt der Erfurter Stadtarchivar Professor Dr. Overmann in der „Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen“. Er weist darauf hin, daß zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in der Stadt Erfurt, welche eigene Münzgerechtigkeit hatte, eine Münze namens „Scherf“ geprägt wurde. Sie hieß wahrscheinlich so wegen ihres scharfen Randes und war die geringste unter allen bestehenden Münzen, im Werte von  $\frac{1}{2}$  Pfennig. Als Student und aus einer Klosterzeit, wo Luther um Almosen bettelnd durch die Stadt zog, hat er gewiß zur Genüge Gelegenheit gehabt, diese kleinste aller Erfurter Münzen kennen zu lernen. Es lag deshalb auch bei seiner Bibelübersetzung für ihn nahe, als Ausdruck für die geringste Münze das Wort „Scherflein“ einzusetzen.

### Kleine Mitteilungen.

Der Frauenverein der Lukasgemeinde gedenkt, kommenden Dienstag, den 3. Februar, nachmittags 5 Uhr, im Konfirmandensaale (Liebigstr. 56) eine Mitgliederversammlung zu

halten. Gegenstände der Beratung werden hauptsächlich sein der Arbeitsnachweis und die Fürsorge für arme Familien.

Nicht dringend genug können wir unsere Gießener Gemeindeglieder immer wieder davor warnen, unbekanntem Leuten, die bittend vor die Tür kommen, etwas zu verabreichen. Solgender Fall läßt diese Warnung als berechtigt erscheinen. In der vorigen Woche kam ein schulpflichtiger Knabe in ein Geschäft in der Ludwigstraße und bat um Geld für Brot, da sie zu Hause nichts zu essen hätten. Der Geschäftsinhaber schenkte dem Jungen 5 Pfennig, ein im Laden anwesender Herr spendete den gleichen Betrag. Nun begab sich der Junge in die in demselben Hause liegenden Wohnungen. In der einen bekam er 10 Pfennig, in der anderen ein großes Stück Brot, da er wiederum angegeben hatte, daß es zu Hause an Brot fehle. Als der Geschäftsinhaber eine halbe Stunde später in seinen Keller kam, fand er das Stück Brot auf den Kohlen liegen. Der „hungrige“ Junge hatte es durch das offene stehende Kellerfenster hinuntergeworfen. Und eine Stunde später sah jemand aus dem Hause, in dem der Junge gebettelt hatte, diesen mit schwarz umrändertem Munde — er hatte das erbettelte Geld in Schokolade umgeseht — auf der Straße stehen.

Seit geraumer Zeit schon treibt der Junge dieses Wesen, er versäumt die Schule und geht auf den Bettel, obgleich seine Familie sich zumeist aus gefunden, arbeitsfähigen Personen zusammensetzt. Daß ein Kind, das es so treibt, unbedingt sittlich zugrunde gehen muß, liegt auf der Hand. Man weise deshalb alle derartigen Bettler, namentlich auch die Erwachsenen unter ihnen, ab und schicke sie an das Armenamt oder an den Pfarrer der Gemeinde, zu der sie gehören. Dann wird der Fall regelrecht untersucht werden und, wenn Not vorliegt, wird Abhilfe stattfinden. Die Wohltätigkeit ist in Gießen so gut organisiert und verfügt über so reiche Mittel, daß niemand zu darben braucht. Aber den charakterlosen Bettlern und Bettlerinnen, die ihr Leben lang ihrem unedlen Gewerbe nachgehen, sollte man nach Möglichkeit das Handwerk legen.

### Zur Beachtung.

Aus Räumangel mußten wir diesmal die Fortsetzung der Erzählung „Ein pfälzischer Musikant“ bis zur nächsten Nummer zurückstellen. D. Red.

### Worte zum Nachdenken.

Du bist die Kraft, die uns gebricht;  
Wir sind im Dunkel, du bist Licht,  
Komm, bringe uns den Tag!  
Lösch aller falschen Lichter Schein,  
Gib, daß wir folgen dir allein  
Und Christo ziehen nach!

Hast du noch keinen Frieden mit Gott, so laß ihn dir von Jesus schenken; hast du ihn, so gehe Jesu Wege und stifte Frieden, wo du kannst.

Der Weg der Pflicht ist der Weg der Sicherheit und des Segens. Carlisle.

Ueber allen anderen Tugenden steht eine: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unerfättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. Goethe.

Die Wochentage kommen mir vor wie eine rauchgeschwärzte Kammer; der Sonntag ist das helle Fensterlein, durch das man hinausgucken kann in die weite Welt, ja sogar ein wenig in die Ewigkeit hinein. Rosegger.

Auf die Wasserwogen  
Folgt ein Regenbogen,  
Und die Sonne blickt.  
So muß auf das Weinen  
Lauter Freude scheinen,  
Die das Herz erquickt.  
Laß es sein,  
Wenn Angst und Pein  
Mit dir schlafen, mit dir wachen —  
Gott wirds doch wohl machen.

Zwei Dinge lern' geduldig tragen:  
Dein eigen Leid, der andern Klagen.

Der Alten Rat,  
Der Jungen Tat,  
Der Männer Hut  
War allzeit gut.

### Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 1. Februar. 4. nach Epiphanius.

Gottesdienst.

#### In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Pfarrer D. Schlosser.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.  
Pfarrer D. Schlosser.

Abends 5 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Beichte und heil. Abendmahl für die Matthäus- und Markusgemeinde. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Matthäusgemeinde.

Dienstag, den 3. Februar, nachmittags 4 Uhr, im Matthäusaal: Frauenmissionsverein.

Mittwoch, den 4. Februar, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Markusgemeinde.

Donnerstag, den 5. Februar, abends 8 Uhr, im Matthäusaal: Bibelstunde. (1. Mos. 16 u. 4. Mos. 12.) Pfarrer D. Schlosser.

#### In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasegemeinde.  
Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 5 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Abends  $\frac{1}{8}$  Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Lukas- und Johannesgemeinde.

Dienstag, den 3. Februar, abends 5 Uhr: Versammlung des Frauenvereins der Lukasegemeinde im Lukasaal.

Mittwoch, den 4. Februar, abends 8 Uhr: Bibelstunde im Lukasaal. (1. Brief Petri.) Pfarrer Bechtolsheimer.

Freitag, den 6. Februar, nachmittags 4 Uhr: Frauenmissionsverein der Lukasegemeinde.

## Haarausfall

sowie Schuppen und Spalten der Haare wird

beseitigt durch tägliches Waschen mit der echten

## Stechenpferd-Teerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul Bestes Mittel zur Stärkung u.

Kräftigung d. Haarwuchses. à St. 50 Pf. Überall z. haben.

# Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

**Rudolf Richter**  
Gießen, Marktstraße 24—26  
**Hüte und Mützen**

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise  
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

**Carl Loos**  
Kirchenplatz 13 :: Telephon 797  
Manufaktur-  
und Weißwaren  
Herren- u. Knabenkleider

**Frd. Teipel**  
16 Markt 16  
empfehle für die Schneiderei  
Spitzenstoffe :: Besatz  
Stickereien :: Spitzen  
Einsätze :: Borden  
Futter :: Knöpfe etc.  
sowie alle einschlägigen Artikel  
in großer Auswahl.  
Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

**Sport.**  
Schneeschuhe — Stöcke  
Rodelschlitten  
— mit 10 Prozent Nachlaß. —  
**C. Zimmermann,**  
Schreinermeister, Neuen Bäume 15.

**Franz Bette**  
Mäusburg 10  
Fernsprech-Nr. 666

**Spezial-Geschäft**  
in  
Kurz-, Woll- u. Weißwaren  
Erstlings-Ausstattungen  
Auswahlendungen bereitwilligst

**Alle Ausstattungs-Artikel**  
als: Barchent und Federleinen, Federn und Daunen, Bett-  
tuch-Leinen, Bettzeuge, Bett-Damaste und -Kattune usw.  
finden Sie in schönster Auswahl und sehr preiswert bei  
Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

**FRITZ NOWACK**  
Spezial-Haus für  
**Braut-Ausstattungen**  
Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen  
Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!  
**WÄSCHE-FABRIK**

**Kränze und Buketts**  
: in allen Preislagen :  
bei schnellster Lieferung  
reichliche Auswahl  
**Gärtnerei Wittmann**  
Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

**Musikalien**  
**Musikinstrumente**  
**Ernst Challier, Gießen**  
Audoiph's Nachf.  
Neuenweg 9 Telephon 671



Amerikanische, irische  
**Regulier- u. Koch-Oefen**  
alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile  
Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,  
transportable Kesselöfen, Kohlen-  
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-  
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,  
sowie sämmtliche Haus- u. Küchenartikel  
empfiehlt  
**Edgar Borrmann, Gießen**  
Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

**C. Stöver, Gießen**  
Seltersweg 16  
Uhren, Gold- u. Silberwaren  
Bestecke  
Reparaturen in eigener Werkstatt  
prompt und billig

**C. Leisler Ww.**  
Neuenweg Ecke Weidengasse  
**MÖBEL-LAGER**  
Lieferung ganzer Ausstattungen  
:: sowie Einzel-Möbel ::  
Eigene Polster-Werkstätte

**Geschw. Solberg Nachf.**  
**Inventur - Ausverkauf!**  
Barnierte und ungarbierte Hüte,  
Schleier, Bänder u. dergl. billigt,  
zum Teil unter Einkaufspreis.

**Kleider-Stoffe**  
**Blusen - Stoffe**  
**Aussteuer-Artikel**  
**Reste**  
außergewöhnlich billig  
Etagengehäkt. 6 ringe Unkosten  
Semeinlichlicher Einkauf mit  
3 Gehälften zulammen  
**Lina Bernard**  
Gießen, Bismarckstraße 6

**Phoenix-Nähmaschine.**  
Auch andere Systeme stets auf Lager.  
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —  
Nur bestbewährte Qualitäten  
**Fr. Linter, Ludwigstr. 16**  
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

**Gesang-  
bücher**  
in reicher  
Auswahl  
bei  
**Ernst Balsler**  
Mäusburg 11.

*Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19*  
Besonders billiger  
**Schuh-Verkauf**  
15<sup>0</sup>/<sub>10</sub> bis 20<sup>0</sup>/<sub>10</sub>  
Reparaturen billigst

**PIANOS HARMONIUMS**  
Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.  
Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-  
kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-  
lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.  
**Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 101**

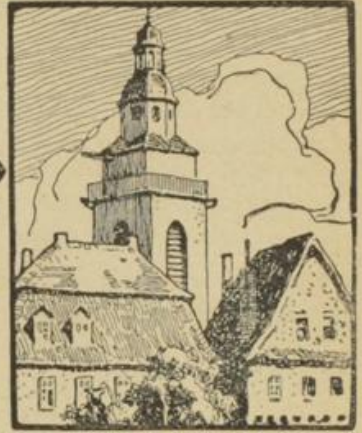
Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44  
**Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft**  
Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser  
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser  
Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

**CARL LUDWIG LEIB**  
KUNSTHANDLUNG · BILDER-  
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT  
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

# Sonntagsgruß



## Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 5.

Bießen, Sonntag Septuagesimä, 8. Februar 1914.

3. Jahrgang.

### Der Kampf um den Glauben.

1. Brief des Apostels Paulus an die Korinther 9, 24—27.  
Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber nur einer erlanget das Kleinod. Ein jeglicher aber, der da kämpfet, enthält sich alles Dinges; jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche.

Es läßt sich kein Ziel, auch nicht das bescheidenste, in äußeren Dingen und im Beruf, es läßt sich keine Grundlage für eine wissenschaftliche Ueberzeugung, für irgend eine Lebens- oder Weltanschauung erreichen, ohne den Willen dazu. Und wenn bei all diesen Dingen, so verschiedenartig sie sind, irgend etwa Gesehtes, etwas Geseftetes, Bleibendes herauskommen soll, muß sich zum Willen die Tatkraft gesellen, muß Energie vorhanden sein. Kein Vernünftiger wird dies für fast die gesamten Lebensgebiete bestreiten; die schlichteste Erfahrung lehrt es ja. Nur Gott und dem Göttlichen, dem Heiland und dem Evangelium, dem Ueberweltlichen und Religiösen gegenüber glaubt man anders verfahren zu können. Man verschanzt sich da hinter den „Glauben“, der nicht jedermanns Ding sei, wobei man unter „glauben“ überdies noch ein möglichst verwässertes „für wahr halten“ versteht, und redet sich damit heraus: „Ich möchte ja ganz gern glauben, ich kann nur leider nicht.“ Nein, mein Lieber, du willst einfach nicht! Du denkst, das Höchste, was es überhaupt für das Menschen-dasein gibt, das Erleben Gottes, müsse dir gedanken- und mühelos im Schlaf beifallen; du hast keine Energie aufs Göttliche hin! Dabei ist die Ausrede mit dem „nicht glauben können“ noch besonders eitel Gerede. Auf allen Gebieten des Geistes, der Wissenschaft wie der Lebens- und Weltanschauung, ist Glauben die unerläßliche Vorbedingung. Denn bei allen Disziplinen der Wissenschaft wie allen Systemen der Philosophie kommst du an eine Grenze, wo das Wissen aufhört und an deren Stelle die Voraussetzung, das Axiom (in der Mathematik der nicht mehr beweisbare „Grundsatz“), die Prämisse, die Theorie tritt. Ohne sie ist kein physisches noch logisches Gesetz denkbar, auf sie ist alles gegründet, daher der Mensch recht eigentlich ein Glaubenswesen ist. Der Monist und Atheist muß so gut glauben wie der Pantheist und Christ. Und nicht bloß beim Christen, sondern bei ihnen allen hängt die ganze Energie ihrer Ueberzeugung ab von der Energie ihres Glaubenwollens. Paulus hat in seiner heute vorliegenden wunder-

vollen Stelle über die Energie aufs Göttliche hin die überzeugende Parallele direkt dem — Sport mit seinem „Training“ entnommen, wie er den Korinthern von den weltberühmten Wettspielen auf dem Isthmus von Korinth besonders bekannt war und uns Modernen wieder besonders vertraut geworden ist. Und zugleich hat er damit das innerste Lebenselement auch aller echt evangelischen Energie verraten, die Selbstverleugnung. Es ist ergreifend, wie er in den vorausgehenden Kapiteln den Weg dazu beschreibt: Verzichtleistung auf Rechte, auf die er in der Gemeinde durchaus Anspruch hätte, Verzichtleistung selbst auf das, was er als das Höchste des durch Jesus Gewonnenen preist, auf die Freiheit des Christenmenschen. Und dies alles, „um des Evangeliums willen, auf daß ich seiner teilhaftig werde“. Darum weg mit der Phrase: Ich kann nicht glauben; sage dem, ders behauptet, mutig ins Gesicht: „Nein, du willst bloß nicht! Und warum nicht? Weil dir des Paulus Energie nicht gefällt: „Für einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz!““

### + Bießen im 30jährigen Kriege.

(Schluß.)

Die Schilderungen des leider unbekanntes Verfassers, die wir in Nr. 2—4 des „Sonntagsgrußes“ zum Abdruck gebracht haben, geben ein anschauliches, wahrheitsgetreues Bild von den Drangsalen, die im 30jährigen Kriege über die Stadt Bießen und ihre Nachbarschaft gekommen sind. Was wir hier vernehmen, das stimmt ganz mit dem überein, das aus anderen Teilen Deutschlands berichtet wird, namentlich mit dem, was Gustav Freytag uns in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ in so fesselnder Form mitteilt. Eine Tatsache ist besonders bemerkenswert. Im ganzen Verlaufe des Krieges ist die Stadt Bießen nicht ein einziges Mal von einer feindlichen Armee eingenommen worden. Mithin müssen sich ihre Festungswerke damals in gutem Zustand befunden haben, und ihre Besatzung tat allezeit ihre Schuldigkeit. Hochinteressant ist die Schilderung der Belagerung der Stadt durch die Schweden im Jahre 1646 und ihre Errettung durch eine Naturkatastrophe. Wer denkt, wenn er das liest, nicht an die Errettung der Stadt Jerusalem von einer Belagerungsarmee, wie sie uns Psalm 46 in so ergreifender Weise schildert. Die

Ähnlichkeit der Lage hier wie dort ist so groß, daß sie jedem, der das machtvolle Gotteslied kennt, sofort in die Augen springt.

Aber wenn Gießen auch nie den Feind in seinen Mauern gesehen hat, so hat die Stadt doch das Elend, das der große Krieg mit sich gebracht hat, in ausgedehntem Maße zu fühlen gehabt. Die Pest ist eingedrungen, wiewohl man Pestverdächtige an den Toren zurückgewiesen hat, diese Seuche hat die Zahl der Bewohner sehr herabgemindert. Grauenhaft sind die Schilderungen der Hungersnot in den Jahren 1636 und 1637. Wie der lang andauernde Krieg die Menschen verwildert hat, sehen wir an der entsetzlichen Art, in der der Knabe aus Wieseck, der seine Mutter ermordet hatte, hingerichtet worden ist. Wir verstehen es, daß der hessische Bauer schließlich keine Lust mehr hatte, sein Feld zu bestellen, weil die Früchte allemale doch von feindlichen Soldaten geerntet worden sind, und daß er es vorzog, selber Soldat zu werden und sich von anderen Leuten ernähren zu lassen. Gustav Freytag weist auf diese Tatsache öfters hin, namentlich teilt er dabei mit, daß die schlimmsten Räuber die Troßbuben gewesen sind. Das waren die Jungen, die dem Heere zuliefen, die die Reiter bedienten und durch ihr unverschämtes Stehlen der Schrecken der unglücklichen Dorfbewohner gewesen sind. Daß die Heere damals einen großen Troß nachführten, nämlich Weiber, Kinder und Troßbuben, geht auch aus der Angabe hervor, daß man 1645 auf den Gleiberg 50 Soldaten mit Weibern und Kindern gelegt hat. Die Soldaten des 30jährigen Krieges waren zum größten Teile verheiratet. Daß ihre Familienglieder sich nicht durch gute Sitten auszeichneten, läßt sich denken.

Nachdem in den ersten Jahren der Krieg in Böhmen geführt worden war, hatten von 1623 an auch die Bewohner Mitteldeutschlands sein Elend zu fühlen. Unwetter, Ueberschwemmung, Mißernte machten das Wort wahr, daß ein Unglück selten allein kommt.

Unsere Kriegschronik tritt der herkömmlichen Geschichtsbetrachtung in manchen Punkten entgegen. Diese, wie sie bis vor kurzem auch in den Schulen vertreten worden ist, teilt mit, daß der 30jährige Krieg im Jahre 1648 zu Ende gegangen sei. Das trifft nicht zu. Bis zum Jahre 1650 war Hessen schwer gedrückt durch die schwedischen und französischen Friedensexekutionstruppen, darum hat man die eigentliche Friedensfeier, was seither wenig bekannt war, erst am 26. Juli 1650 abgehalten.

Interessant sind auch einzelne Episoden aus unserer Kriegschronik. Bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück war im Auftrage des Landgrafen der Kanzler Antonius Wolff von Totenwart tätig, der mit gleichem Auftrage, leider vergebens, 1635 schon in Prag geweilt hatte. Während dieser Zeit starb in Gießen seine Gattin, zu ihrem Gedächtnis errichtete er eine Stiftung (Totenwartstiftung), deren Zinsen heute noch in jedem Jahre am 10. Juni, morgens zwischen 5 und 6 Uhr, in der Sterbestunde der Frau, in der Stadtkirche ausgeteilt werden. Zur Zeit des 30jährigen Krieges hat Gießen noch seine Kirmes gehalten und zwar Ende August, wenn die Ernte eingebracht war. Ist doch die Kirmes allenthalben in deutschen Landen aus dem Erntefeste entstanden. Wann dieses Volksfest eingegangen ist, ist nicht bekannt, heute liegt keine Veranlassung mehr vor, es zu feiern; denn die Vergnügungen sind so zahlreich geworden, daß man die Kirmes entbehren kann. In der alten Zeit hat man ferner, wie die Notiz aus dem Jahre 1637 bezeugt, bei Gießen Weinbau getrieben. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der „Gießener“ ein säuerliches Getränk gewesen ist.

Alles in allem zeigt uns die mitgeteilte Kriegschronik, daß die Zeit des großen Krieges eine furchtbare Zeit gewesen ist. Um das Jahr 1650 betrug die Bevölkerungszahl in Deutschland nur noch ein Fünftel der Zahl des Jahres 1618, Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche, grauenhaft war die Verwilderung der Sitten, und erst um das Jahr 1840 hat unser Volk wieder den Grad des Wohlstandes erreicht, den es am Anfang des 17. Jahrhunderts bereits erreicht hatte.

H. B.

## Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Sichtbare Zeichen spielen überhaupt in der Volksreligion eine große Rolle. Ich möchte auch die heiligen Bilder, die ikones, zu diesen sichtbaren Zeichen zählen. Die offizielle Kirche hat natürlich eine eigene Theorie, wodurch sie den Verdacht des Götzendienstes abzuwehren sucht. Ein Bild ist kein Idol, kein Gözenbild. Der Bilderdienst ist nur eine ehrende Huldigung des Abgebildeten; durch denselben wird die Verbindung mit den Originalen lebendig erhalten, so wie etwa ein Kind in der Ferne durch Betrachten und Küssen des Bildes seiner Mutter sich in lebhafterem Gemütsverkehr mit derselben erhält. Bilderdienst ist Huldigung, nicht Anbetung. Weil die Originale ehrwürdig sind, wird auch den Bildern Ehre erwiesen. Das ist die Theorie, aber die Praxis redet eine ganz andere Sprache. Es hat ja eine Zeit gegeben, wo die byzantinischen Kaiser gegen den Bilderdienst gekämpft haben, teils aus aufklärerischen Motiven, teils um Juden und Mohammedanern, die unter den Griechen wohnten oder ihre nächsten schon gefürchteten Nachbarn waren, den Anlaß zu nehmen, um der Bilderverehrung willen das Christentum zu verabscheuen. Hundert Jahre (726—842) dauerte der Kampf, in welchem, man kann nicht anders sagen, die rohe Gewalt auf der Seite der Bilderstürmer war und die Frömmigkeit eine mißleitete, aber doch immerhin Frömmigkeit auf Seiten der Verteidiger der Bilder war. Den Sieg der Bilderfreunde feiert die Kirche offiziell jedes Jahr am „Sonntag der Orthodogie“; den Sieg sieht man in jeder Kirche in der Bilderwand, dem ikonostasion, der das Allerheiligste von dem Schiff der Kirche trennt und vor deren Bildern die ewigen Lampen brennen. Man sieht ihn in jedem Hause an dem heiligenshrank der Schlafstube, in der das schlummerlose Licht brennt, vor dem der Grieche von Kindesbeinen an seine Andacht hält und sein Gebete morgens und abends verrichtet. Die kirchliche Theorie hat aber die Praxis des Volkes nicht ändern können. Die Verehrung der Bilder macht doch den Eindruck der „Anbetung“. Er ist wie ein Tribut, den das siegende Christentum dem langlebigen heidnischen Altertum hat zahlen müssen. Der große heilige Gott, ja selbst der so hoch und oft gepriesene Erlöser, den keine christliche Kirche so beständig mit Lobpreisungen überhäuft, treten für die religiöse Praxis des Volkes doch sehr zurück gegen die Mutter Gottes und die heiligen, deren Bilder daheim im Hause und in der Kirche von den Andächtigen verehrt und geküßt werden. Es ist da unendlich vieles, was einen unmittelbar in das Altertum zurückversetzt. Erinnern nicht an die alten xoana die häßlichen Holzbilder der ältesten Zeit, die den alten Hellenen so heilig und die unmittelbare Gabe der Götter waren, jene alten häßlichen Bilder, die je häßlicher und älter sie sind, um so höher in der Verehrung des Volkes stehen? Wie es im Altertum für die einzelnen Götterbilder

lokale Beinamen gab, die Aphrodite an dem einen Ort gewissermaßen eine andere war, als die an dem andern, so ist es auch heute mit den besonders geehrten Bildern. Wie es einen delischen Apoll, eine samische Hera, eine Artemis (Diana) von Ephesus gab, so gibt es auch heute für die einzelnen Orte oder Landschaften oder Inseln Lokalheilige; und wiederum derselbe Heilige bekommt einen Beinamen nach dem Orte, wo sein Bild steht, besonders wenn diesem Bilde besondere Kräfte zugeschrieben werden. Die Herrscherin unter den Heiligen ist entschieden die Mutter Gottes. Sie hat Einfluß bei ihrem Sohne. Kein Gottesdienst ohne Anrufung ihres Namens, ohne Bitte um ihre Fürbitte. Wie oft, wo wir etwa dem Gebet den Schluß geben würden: „Durch Jesum Christum, deinen lieben Sohn, unsern Herrn“ heißt es: „Durch die Fürbitten der allheiligsten Gottesmutter.“ Man darf ganz getrost sagen, daß sie dem Herzen des Volkes näher steht, als Christus. Er ist der Weltriichter, bei dem die Mutter ihren Einfluß geltend machen soll zu Gunsten ihrer Schützlinge. Ihr Name, Panajia, „Allheilige“, ist in aller Munde. Der Grieche führt Gott und die Heiligen mehr im Munde als wir. Wie wir, wenn auch seltener, O Gott! Gott bewahre! und ähnliches sagen, führt der Grieche aber ungleich öfter die panajia im Munde. Die Allheilige bewahre! Meine Panajia! ist Ausruf des Schreckens oder Erstaunens. Die Panajia behüte und segne dich! Entsetzlich sind die Schimpfworte, die man im Sinne der Griechen Blasphemien nennen müßte, die im Zorne wohl ein Grieche auf die Panajia des andern häuft. „Ich pfeife auf deine Panajia.“ Alles das zeigt, wie sehr die Panajia trotz der kirchlichen Theorie, daß ihr nur Verehrung nicht Anbetung gehöre und gewährt werde, im Vordergrund des religiösen Denkens und Empfindens des Volkes steht. Und was die Kirche an Gebeten zuläßt, das widerspricht im Grunde auch ihrer Theorie und muß unserem evangelischen Empfinden Anstoß erregen. Ich will Prädikate anführen, die ihr in Gebeten beigelegt werden: Entzückender Engel — Maria, reinstes goldenes Rauchfaß, der ungeschiedenen Dreieinigkeit Gefäß — die Hoffnung, die Zuflucht der Christen — die uneinnehmbare Mauer — der sturmlose Hafen der Bedrängten bist du meine Gottesmutter, die du durch deine unablässige Fürbitte die Welt rettetest! — Weil wir keine Freudigkeit haben wegen unserer vielen Sünden, bitte du den aus dir Geborenen, jungfräuliche Gottesmutter; denn viel vermag die Bitte der Mutter bei dem Wohlwollen des Herrn — Unerschütterliche Mittlerin bei dem Schöpfer — Mutter des unaussprechlichen Lichts — Allheilige Herrin, Gottesmutter, Licht meiner verfinsterten Seele, meine Hoffnung, meine Zuflucht, mein Trost und meine Ruhe, ich danke dir, daß du mich Unwürdigen gewürdigt hast, teilzunehmen an dem reinen Leib und teuren Blute deines Sohnes. Bringe unser Gebet vor deinen Sohn und unseren Gott und bitte ihn, daß er durch dich unsere Seelen rette. — Das genügt, um zu zeigen, daß ich nicht zu viel behauptet habe von dem Platz, den die Maria in der Volksreligion und in der Kirche einnimmt. Da nun aber die Maria dem Volke am nächsten tritt in ihren Bildern und Bildern ihre Orte, ihre Geschichte haben, so begreift man, daß gerade so wie bei den altgriechischen Göttinnen dem Namen der Gottesmutter örtliche Beinamen beigelegt wurden, wenn man so sagen darf die Mutter Gottes in verschiedenen Verbildlichungen dem Volke sich darstellte, und daß dasjenige, was man der lokal verehrten Maria oder ihrem Bilde zuschrieb, eine besondere Seite ihres Wesens hervorhob. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß die Erbin einer einzigen altgriechischen Göttin gewesen. In Athen nahm im Mittelalter die ewige Jungfrau den Tempel der Athene auf der Burg, den

Parthenon (das Jungfrauenhaus), in Besitz. Anderswo mag eine andere Göttin ihr gewichen sein. Das festzustellen würde eine eingehende geschichtliche Erforschung der lokalen Kulte an jedem Orte erfordern. Auf der Insel Milo gibt es eine panajia thalassitria (Meerkönigin). Das erinnert lebhaft an die auf den Inseln gerade im Altertum herrschende Verehrung der schaumgeborenen Aphrodite: die euploia, pontia, etwa gute Schifffahrt gebende, meerbeherrschende genannt wurde. Das berühmteste Heiligtum der Mutter Gottes in Griechenland ist die Kirche der Panangelistria auf der Insel Tinos, wohin alljährlich am 25. März viele Tausende wallfahrten, wo Kranke, wie im Altertum in den Göttertempeln, unter dem Bilde der Heiligen ihren Tempelschlaf halten, um von einer Krankheit, z. B. Erblindung, geheilt zu werden. Um diese Zeit werden immer in den Straßen Athens die Wunder der Evangelistria, der Mutter Gottes von Tinos, ausgerufen, und Leute, die dort Heilung suchen, betteln einen an, wie es mir mehr als einmal widerfahren ist, um Beihilfe zur Reise. Der 25. März war der Tag, wo die Griechen ihren Aufstand 1822 anfangen, so ist er religiös und national von großer Bedeutung. Nach den Orten oder Ortseigentümlichkeiten gibt es eine große Menge Panagier, z. B. in Athen die Thnospiliotissa, die Goldgrottige usw. (Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Dr. Kappesser.

### 15. Ein Volksgericht.

Um falschen Deutungen vorzubeugen, will ich gleich hier bekennen, daß ich den modernen Antisemitismus\*) als ein bedauerliches Nebenprodukt unseres neuesten Volksaufschwungs ansehe, das gerade so, wie einst die Wanderratte und der Hamster und so manches zweibeinige Ungeziefer der Neuzeit fremd über die deutsche Ostgrenze eingewandert ist. Andererseits soll aber nicht geleugnet werden, daß wenn ein erheblicher Teil des Bürgerstandes, der energisch an den ihm zustehenden Rechten und Pflichten festhält, hartnäckig darauf besteht, sich als fremd eingeprenge Ader im Gefüge des deutschen Volkes zu dokumentieren, indem er an fremdartigen Sitten und Gebräuchen festhält, welche die Väter vor Jahrtausenden beim Ausziehen aus dem gelobten Lande mit sich nahmen, wo sie vielleicht durch Klima und Herkommen geboten waren, was hier und heute kaum mehr gerechtfertigt erscheint, — daß, sage ich, für eine sachliche Beurteilung dieser Tatsachen niemanden das Recht abgesprochen werden darf.

Vor vielen Jahren war ich einmal in der weit bekannten Germannschen Weinwirtschaft zu Messel eingekehrt und erfuhr dort im Gespräch, daß in diesem, rings von Wald und Wildpark gleichsam von der Außenwelt abgeschnittenen Ort seit unvordenklicher Zeit alljährlich ein besonders strenger Buß- und Betttag gefeiert werde, der seine Entstehung von einer Heimsuchung durch die Pest herleite. Von damals her soll es kommen, daß fast alle Bewohner, mit wenigen Ausnahmen auf drei Namen hören: Germann, Heberer und einen dritten, den ich vergessen habe. Es sollen damals nur die Träger dieser drei Namen übrig geblieben sein. Dreimal war an

\*) Wir bitten unsere Leser, die interessanten Schilderungen des Lebens der alten Zeit, die unser ehrwürdiger, im 84. Lebensjahre stehender Mitarbeiter hier gibt, vorurteilslos aufzunehmen. Der Herr Verfasser will hier nicht für und nicht gegen eine politische Partei reden, sondern Erinnerungen aus seiner Jugendzeit geben. Wir halten uns nicht für berechtigt, von seinen originellen Aufzeichnungen etwas zu streichen oder abzuändern  
D. Red.

dem Tag Gottesdienst und sogar die jüdischen Einwohner durften an demselben das Weichbild des Dorfes in Geschäften nicht verlassen, sondern mußten am allgemeinen Gottesdienst sich beteiligen.

Das führt mich hinüber zu einem derb klingenden, aber den Nagel auf den Kopf treffenden Ausspruch eines Regimentskommandeurs meines Regimentes, den ich als einen echten Edelmann und frommen Menschenfreund in ehrendem Gedächtnis bewahre. Derselbe sagte eines Tags gesprächsweise: Der Dorfjude gehört zum Dorfbauern, wie der Floh zum Hund. So lange dieser gesund ist, hält er diese, seine Gäste, in Schranken und diese verhüten, daß er in Trägheit verkomme; wird er aber krank, so nehmen sie zu an Größe und Zahl, und so kann man manchmal sehen, daß da, wo die jüdischen Mitbewohner plötzlich und ohne wahrnehmbare äußere Veranlassung das Uebergewicht erhalten, der Bauernstand selbst von innerer Säulnis ergriffen ist.“

Heutzutage ist ja diese strenge, ständische Gliederung, wie überhaupt der Unterschied zwischen Dorf und Stadt, verloren gegangen. Aber aus meinen weit zurückreichenden, eigenen Erinnerungen ist mir manches im Gedächtnis geblieben, was mir solches zu bestätigen scheint, und es ist vielleicht nicht ohne Interesse, diese Bilder einer lang vergangenen Zeit festzuhalten.

In meinem Geburtsort Jugenheim in Rheinhesen wie in dem nahen Partenheim hatten sich von alther, vielleicht durch größere Toleranz der Herrscher, der Nassau-Saarbrücker Regierung wie der früh auf die evangelische Seite getretenen Familie Wallbrunn, israelitische Gemeinden gebildet, welche mit den christlichen Mitbürgern von jeher in einem bestimmten Verhältnis standen und sich gegenseitig gleichsam ergänzten. Ja man konnte wohl sagen, daß die rein ackerbauende Bevölkerung der Mitwirkung ihrer Dorfgenossen zum Verkehr mit der Außenwelt gar nicht entbehren konnte. Die Juden mit mehr weltmännischem Gebaren bildeten gleichsam den bunten Einschlag in das eintönige Grau des Bauernstandes. Charakteristisch für das Zusammenleben war, daß ich mich erinnere, wie bei besonderer Veranlassung, z. B. bei Beerdigung eines angesehenen Ortsangehörigen, ich den Salme und den Mosche auf der Emporbühne unserer Kirche sah, wo sie mitten zwischen den jung verheirateten Ortsbürgern andächtig der Leichenrede zuhörten.

Am deutlichsten aber zeigte sich das in dem nahen Dörfchen Engellstadt, wo mein Vater geboren wurde und seine Vorfahren laut Kirchenbuch seit Jahrhunderten in Ehren und Ansehen gelebt haben. Dort hat niemals ein Jude gewohnt, mit einer kurzen Ausnahme zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Da hatte einer vielleicht geglaubt, in seinem und seiner Kundschaft Interesse zu handeln, indem er sich ein bescheidenes Eigentum dort erwarb. Man begegnete ihm auch von Seiten der Einwohner nicht feindlich, aber die mutwillige Jugend konnte sich an den fremden Vogel nie gewöhnen und tat ihm so viel Schabernack an, daß er schließlich sein Domizil wieder wo andershin verlegte. Dafür hatte aber dort jedes Haus seinen stetigen, jüdischen Geschäftsfreund. Ich erinnere mich manchmal in strengen Wintern, wenn alle Wege beschneit waren, da hat mein Vater, der auf Bewegung in freier Luft bestand, wohl gesagt: Wir wollen ein bißchen nach Engellstadt gehen, dorthin haben die Partenheimer Juden wohl schon den Weg gebahnt.

Bei meinen Großeltern bekleidete dieses Hausamt der alte Seligmann zu Jugenheim, dessen ich mich aus frühesten Jugendzeit noch erinnere. Er trug auch, im Gegenteil zu an-

deren, die alte Judentracht: kurze Lederhosen und einen kastanartigen Rock und hatte einen ungepflegten Zottelbart, während damals alle Mannsleute noch von der französischen Zeit her bis auf einen kleinen Rest vor den Ohren glatt rasiert gingen. Er scheint gewisse Stammesvorrechte bei seinen Glaubensgenossen gehabt zu haben und in dem Hinterbau seines Hauses war ein Geläß zu Gemeindegottesdienstzwecken eingerichtet (Schule). Wir ABC-Schützen haben uns einander das Geheimnis anvertraut: Beim Backen der vielbegehrten Mazzen müsse allemal eine Zottel von Seligmanns Bart in den Teig gerührt werden, damit derselbe koscher werde. (!) Das hat uns aber nicht abgehalten, tapfer hineinzubeißen in das krachelige Gebäck, wenn Salmes Frummot oder die Sorle uns, sauber in eine Serviette eingeschlagen, die Probe von ihren Osterkuchen brachten, wofür sie durch Produkte aus unserem Hühnerstall entschädigt wurden.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich an einen alten, jetzt wohl vergessenen Brauch, den ich aber noch selbst gesehen habe. Wenn es gelungen war, einen Marder, diesen gefährlichen Feind der Hühnerzucht, zu erlegen, dessen Art trotz aller Verfolgungen sich noch in Scheuern und Ställen erhielt, dann wurde die Jagdtrophäe an einer Stange aufgehängt, welche zwei Buben auf die Schultern nahmen und dann, gefolgt von den anderen, vor die einzelnen Häuser zogen mit dem lärmenden Gesang:

Aier (Eier) raus, Aier raus,  
Der Madel (Marder) hupt ins Hinkelhaus,  
Säuft die Aier alle aus!

Dafür erhielten sie dann hier und da ein Ei oder ein Stück Speck als Fangprämie.

Nach dem Tod des alten Seligmann ging dessen Amt bei meinen Großeltern auf dessen Sohn, des Seligmanns Männche, in Erbgang über. Da geschah es wohl, wenn wir Buben auf der Bank hinterm Ofen uns drückten, wo auch der Uhrkasten mit den Spazierstöcken des seligen Großvaters stand, da hieß es: weg ihr Buben, das Männchen kommt. Dann kam er, eine untersekte Figur mit einem lächelnden, glatt rasierten Vollmondsgeicht, dessen untere Hälfte bläulich angelaufen war. Er saß eine Zeitlang auf der Bank, meine Großmutter auf der anderen Seite des Ofens in ihrem Sorgstuhl, die Kaffeemühle neben sich, deren Verwendung sie sich stets vorbehalten hatte. Es wurden nur hier und da ein paar Worte gewechselt, dann ging er wieder. Aber kein lebendes Haupt kam aus dem Stall oder hinein und die Verwertung des Inhaltes von Speicher und selbst des Kellers ging durch seine Hände, und es wäre ihm übel geraten, wenn er jemals seinen eigenen Nutzen vor dem des Hauses gesucht hätte. Sogar beim Einkauf der Einlegschweine und deren Gewichtsabschätzung vor dem Schlachten hatte ein solcher Berater mitzuwirken. (Schluß folgt.)

## Frühlingswehen.

Eine Erzählung von Hanna Krüger.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Eine eigenartige Beleuchtung hatte in dem Ausstellungsraum hinter der großen Glascheibe den Schleier der Dämmerung verdrängt und in die Winkel geschoben. Von der gegenüberstehenden Laterne fielen Streiflichter und -schatten herein und spielten leicht bewegt auf den Bildwerkgruppen. Eine Büste von Kaiser Friedrich stand jedoch in vollem Lichtglanz, von keinem Dunkel berührt. Der Vater hatte dereinst eine Büste des großen Duldners nach dem Leben geschaffen. Ich sage absichtlich: nach dem Leben, trotzdem er ihn nie gesehen hatte

und sich in seiner Bescheidenheit niemals zu dieser Ehre gedrängt haben würde! Aber es gab Bilder und Photographien, getreu nach dem Leben. Ein solches Bildchen hatte dem schlichten Künstler zum Vorwurf gedient. Liebevoll studieren der Einzelzüge und ein Sichhineinversenken weckten das ganze, heldenhaft getragene Leid des unglücklichen Herrschers mit Macht und herzerreißender Wucht wieder auf. Ein schönes Werk mußte auf solche Weise entstehen. Und der Sohn schuf seine Büste nach der des Vaters, während der Arbeit sich loslösend und Eigenes gestaltend. In ihm hatte sich der Genius der Kunst voll entfaltet, der in dem Vater nur behutsam die Flügel regte und versuchte. Schon als Kind hatte er sehrend und ehrfürchtig vor dem Kaiser gestanden, dunkel dessen schweres Schicksal empfindend, das einen Dornenkranz um die Stirne flocht. Dann als heranwachsender Knabe war er hinaufgeschlichen in sein Kämmerchen, nachdem er mit einem langen, ernsthaft wollenden Blick sich die Züge eingepägt, und hatte heimlich, das Bild im Herzen und vor Augen, mit Hammer und Meißel in dem spröden, leblosen Stein gearbeitet, bis er endlich den Vater mit Betteln und Schmeicheln und Flehen umgestimmt hatte und seine geliebte Kunst offen hegen und üben durfte! So mußte das Ganze, aus vielen ineinandergefüigten Einzelheiten hervorgegangen, sich groß und herrlich gestalten, weil die einzelnen Versuche schon heiße Kämpfe im Grübeln und Nachsinnen durchgefochten hatten; es mußte erschütternd und erhebend wirken, erschütternd besonders in diesem Einzelfalle. Die stillen Augen des Kaisers leuchteten — kein körperlicher Schmerz, kein Seelenkampf hatte den Glanz trüben können — unter den leicht zusammengezogenen Brauen.

„Prachtvoll hat der Alfred das zuwege gebracht! Man erkennt deutlich, nur durch das feine Merkmal der Brauen, Kaiser Friedrichs Heldentum des Leidens, das geradezu übermenschliche schweigende Sichzusammenraffen, um dem niederzwingenden Schicksal würdig begegnen zu können und dem Volk nicht Bangen und Mutlosigkeit einzulösen! Ja, prachtvoll und ergreifend!“ Ernst Hertwig hatte laut gedacht, denn eine Stimme sagte bestätigend und in innerer Bewegung ein wenig zitternd hinter ihm: „Nicht wahr! — Wie freue ich mich, daß es Ihnen wie Vater und mir ergeht! Die Büste ist Alfreds Bestes und sein Lieblingswerk. Auch ich liebe sie so sehr.“ Ernst Hertwig drehte sich um — aus Höflichkeit und ein klein wenig aufgeschreckt, aber auch ein gutes Teil aus Neugierde. Ein Etwas in der Stimme fesselte ihn und erweckte seine Teilnahme für den Menschen, dem sie zu eigen war. Er sah in zwei Augen, in denen das ganze Fühlen und Meinen eines gehaltvollen und kampftüchtigen Lebens stand, und die jetzt tief und warm auf ihn gerichtet waren. Und von den Augen glitt sein Blick herab auf die weiße schmale Hand und verharrte darauf eine lange Weile. Nun wußte er es, weshalb ihn die junge Gestalt seltsam ergriff und wunderbar anzog, wie dasselbe ihn mit ganzer Seele zu dem Freund gezogen hatte! Die Hand führte eine beredte Sprache: Bewußtsein, Kraft, Freudigkeit drückten die feinen Finger und die anmutig geschwungene Linie des Handrückens aus. Das war es: Auch die Schwester diente der Kunst mit ungeteilter Liebe! — „Guten Abend, Fräulein Elisabeth, und verzeihen Sie bitte, daß ich Sie nicht schon eher begrüßt habe! Ihr Bruder hat mich gleich angestellt“ — ein wissendes Lächeln huschte bei diesen Worten aus Elisabeths Augen — „und dann hierher befohlen. Wissen Sie, Fräulein Elisabeth, Sie verstehen mich und verstehen den Grund dazu — bitte kein Wort der Erklärung, ich sehe es und fühle es mit dem Herzen —, Sie wissen, welch

großes Leid, welch inniges Glück in der Kunst lebendig wird und lebenspendend wirkt!“

„Holla, Ernst, schon Kameradschaft geschlossen?“ Ein blonder Kopf mit lustigen lachenden Augen tauchte im Rahmen der Türe auf. Die wanderten von der Schwester zum Freund und blieben auf dessen Gesicht haften. Der Freund erröte. Elisabeths Züge blieben unverändert; sie sagte kein Wort, aber in ihren Augen glomm ein lichter Strahl auf. „Nicht, Schwesterlein, du sorgst für eine Lampe!“ Da wandte sich Elisabeth und ging. Wie gut, daß sie nicht sah, welche Veränderung in den Blicken des brüderlichen Freundes vorging! Sie folgten ihr schmerzlich. Aber sie hätte nicht betrübt sein dürfen, sondern merken müssen, daß seine Traurigkeit aus einem guten, leidverstehenden Herzen kam! — Der Bruder zog den Arm seines Ernst vertraulich durch den seinigen und sagte: „Ich wollte dir die Perle unseres Hauses eigentlich selbst zeigen und den Eindruck, den sie auf dich macht, mit eigenen Augen wahrnehmen. Na, ich bin nicht böse, daß es auf eine andere Art geschehen ist. Komm, wir wollen jetzt hinaufsteigen in unser gemeinsames Reich.“

An diesem Abend lag Elisabeth noch lange wach. Das Schwagen und Lachen der Freunde in der geräumigen Giebelstube mit der einen schrägen Wand scholl durch das offene Fenster zu ihr herein. Einmal wurde es für ein Weilschen still, dann schwebten süße, schwermütige Geigentöne in die Nacht hinaus. Es war bald wie ein seliges Träumen, bald wie ein trauriges Schluchzen! Da stand Elisabeth auf und schloß das Fenster. Ein unnennbares Weh erfüllte plötzlich ihr Herz und verdunkelte den Glanz, den die gütigen Augen Ernst Hertwigs und seine herzlichen Worte in ihren Augen hervorgerufen hatten. (Schluß folgt.)

### Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Es kamen trübselige Regentage. Grau lag der Himmel über Berg und Tal, auf den Straßen standen große Wasserlachen. Höchstens am späten Nachmittag verzogen sich die Wolken etwas, und matt blinkte die Sonne durch den Dunst hervor. Mit dem Hiferschneiden war es vorläufig nichts, zum Glück hatten wir nur einen Acker mit dieser Frucht bestellt. Die alten Leute sagten: „Gottlob, daß die Ernte in der Scheuer ist, sonst hätte es wieder ein sechzehner Jahr gegeben.“ Und die Zahnlosen, Runzligen, an ihrem Stock Dahinschleichenden erzählten, wie es in diesem Notjahre gewesen sei.

Mit dem kranken Soldaten ging es in der ersten Zeit leidlich. Zwar konnte er sich kaum rühren, seine Glieder waren steif, auch quälte ihn der Husten, und das Sieber stieg bis zu einem hohen Grade, aber er war bei Bewußtsein und konnte sprechen. Mein Vater war, wie ich schon berichtet habe, ein fleißiger Mann, der unverdrossen sein ganzes Leben lang in schwerer Arbeit sich abgemüht hat, aber in den Tagen, da der norddeutsche Soldat krank in dem Gemeindehause lag, war ihm die Arbeit nicht das Wichtigste. Ich weiß, wie er einmal sagte: „Christenpflicht geht über Geldverdienen. Der Soldat war unser Quartiergast, wir dürfen ihn jetzt nicht im Stiche lassen. Ich habe auch einen Sohn, der im Felde steht, und wenn dem etwas zustößt, so wünsche ich auch, daß gute Leute sich um ihn kümmern.“ So widmete sich der Vater der Pflege des Kranken, so gut er konnte. Beinahe in jeder Nacht wachte er bei ihm, und Dr. Walter sagte einmal: „Hannes, das hätte ich an dir nicht gesucht. Daß du Bäume umhauen und Klee mähen kannst, habe ich gewußt, aber daß du mit einem

Kranken so behutsam umgehen kannst, hätte ich nicht geglaubt.“

Der kranke Soldat hieß Niels Jwer Hansen. Den Namen Hansen konnten sich die Leute in Ruppertsecken leicht einprägen, aber die beiden Vornamen machten ihnen schwer zu schaffen. Solche Vornamen war in der Pfalz unerhört, da hießen die Mannsleute Georg, Peter, Philipp, Hannes oder Hennerich, wie man nach alter Mode den Namen Heinrich aussprach und wie er auch in den alten Kirchenbüchern verzeichnet war, aber Niels Jwer! Wer hätte je so etwas gehört?

Manchmal durfte ich den Vater nach dem Gemeindehause begleiten. Mit scheuen Augen sah ich nach dem kranken Manne, der unter der rot geblühten Bettdecke lag. In den Tagen, an denen es ihm gut ging, erzählte er von seiner Heimat. Er war ein Landmann aus Nordschleswig. Hart am Rande eines Buchenwaldes lag sein Hof, und wenn man durch den Buchenwald eine Stunde nach Osten wanderte, so kam man an die blaue Ostsee. Dort im Norden stehen die Gehöfte nicht unmittelbar nebeneinander wie in Südwestdeutschland, sondern sie sind weit voneinander getrennt. Jeder Landmann hat seine Aecker und Wiesen dicht um sein Haus her. Wie Niels Jwer Hansen schilderte, so war sein Haus ein langgestrecktes, einstöckiges Gebäude, das mit Stroh gedeckt war, auf dem Dache hatten Störche ihr Nest gebaut. Vor dem Hause lag ein Ziergarten, und in dem Ziergarten stand auf einem starken Pfahle eine große Glaskugel. Unweit des Hauses dehnten sich die Wiesen aus, eingefasst von dichten Hecken, auf den Wiesen weidete, wenn es die Witterung nur erlaubte, das Rindvieh, das zum Hofe gehörte. Die Tiere hatten am Halse ein Stück Holz hängen, das ihnen allemale zwischen die Vorderbeine schlug und sie hinderte, weite Sprünge zu machen.

Dann erzählte der Soldat von seiner Familie. Er war schon 28 Jahre alt und war als Reservist beim Ausbruch des Krieges zum Regimente nach Flensburg eingezogen worden. Er hatte eine Frau, zwei kleine Kinder und eine alte Mutter zu Hause. Als ich von den beiden Kindern hörte, wollte ich gern wissen, wie sie hießen. Da sagte der Kranke — es dauerte lange, bis ich den Namen recht verstanden hatte —, der Knabe hieß Jens Jürgen und das Mädchen Thora. Als er mir die Namen nannte, wischte er sich die Tränen aus den Augen. Ich hörte ihn sagen: „In drei Wochen hoffe ich wieder zu Hause zu sein. Mit meinem Rheumatismus kann ich doch nicht mehr zu meinem Regimente kommen, aber die Heimreise wird mir möglich sein.“

Von Georg hörten wir nichts. Er war immer ein schlechter Briefschreiber gewesen, nun gar auf dem Marsche und in dem Feldzuge kam er erst recht nicht mehr an das Schreiben. Den einzigen Brief, den wir von ihm bekommen hatten, hatte er von München aus an uns gerichtet. Er hatte mitgeteilt, daß er in seine frühere Kompanie gekommen sei und auch seinen alten Hauptmann, den Grafen Dürckheim, wieder habe, worüber er sich sehr gefreut habe.

Längst hatte die Schule wieder begonnen, da kam eines Morgens um 10 Uhr, als wir Schiefertafel, Griffelbüchse und Lesebuch unter dem Arme hatten und nach Hause gingen, ein Reiter den Berg heraufgesprengt. Schon von weitem rief er: „Hurra, Sieg! Die Bayern haben bei Weißenburg die Franzosen geschlagen.“ Wir Knaben riefen auch Hurra, und mit dem Glöcklein, das sonst zum Gemeindeläuten diente, wurde Viktoria geläutet. Zwei Tage später geschah dasselbe, diesmal wurde ein noch größerer Sieg, den die Bayern mit den Preußen bei Wörth erfochten hatten, verkündet. Und so ging es den ganzen Feldzug hindurch. Telegraph und Telephon erreichten

damals meinen Geburtsort noch nicht, allenthalben in der Rheinpfalz und auch in Rheinhessen sprengten, wenn ein Sieg gemeldet wurde, aus den Hauptorten der Kantone Reiter nach den benachbarten Dörfern. Da sie Pferde ritten, die sonst im Acker gingen, so erfolgte die Uebermittlung der Siegesnachrichten nicht immer mit wünschenswerter Schnelligkeit. Wir Kinder freuten uns am meisten, wenn ein Sieg gemeldet wurde; denn dann wurde sofort der Schulunterricht geschlossen.

Nach ungefähr zehntägiger Dauer hatte der Regen aufgehört, und wir konnten unseren Hafer schneiden. Die Äpfel, die an den Bäumen hingen, gingen von der grünen zur roten Farbe über und wurden allmählich reif, das Wiesengras war infolge des Regens sehr in die Höhe geschossen. Jeden Tag kam Dr. Walter angefahren und saß lange am Bette des Kranken. Im Anfange hatte er gehofft, diesen durchzubringen, aber eines Tages sagte er zu meinem Vater: „Ich glaube, der Mann macht es nicht durch, das Herz ist durch den Rheumatismus zu sehr angegriffen.“

Die Voraussage des Arztes traf bald ein. An einem Sonntag im August kam in das Gemeindehaus der Tod. Mein Vater und der alte Nachbar Gerhäuser saßen an dem Bette des Kranken. Draußen lag das Sonnenlicht über Berg und Tal, von Marienthal her läuteten am Nachmittage die Glocken zur Christenlehre, in dunkelgrüner Färbung lag der Donnersberg, da war das Gesicht des fremden Soldaten ganz eingefallen und auffallend verändert, nur mit Mühe konnte er reden. Wie es mit seinen letzten Lebensstunden gegangen ist, hat mir der Vater, auf den sein Sterben einen tiefen Eindruck gemacht hat, später erzählt.

Der Kranke hatte lange an seiner Brust herumgezerrt, gleich als ob er dort etwas suche, und auf die Frage des Vaters hatte er mühsam und stockend gesagt: „Ich wollte sehen, ob ich meine Erkennungsmarke noch hätte, die uns gegeben worden ist, als wir ausrückten. Viele von uns haben sie weggeworfen, weil sie sagten, daß die Marke den Tod bringe. Ich habe sie in Kassel nachts aus dem Zuge geworfen. Aber nun muß ich doch sterben.“

Die beiden Männer, die bei dem Kranken waren, fragten ihn, ob er noch etwas auf dem Herzen habe und wie der Ort heiße, wo seine Familie wohne. Aber da wurden seine Gedanken wirr. „Holt das Vieh von der Koppel herein!“ sagte er, „es kommt die Nacht, es wird so dunkel, daß ich gar nichts mehr sehen kann. . . . Bring mir die Kinder hinaus auf den Acker, wo ich pflüge, ich will noch einmal meine Hand auf ihre blonden Köpfe legen. . . . Mutter, verlaß meine arme Frau nicht, sie kann allein auf dem Hofe nicht fertig werden, der Knecht ist faul und trinkt.“

Nachbar Gerhäuser, der mit dem Vater am Sterbebette saß, hatte seine Starckebuch geholt und sprach dem Sterbenden Worte aus der heiligen Schrift vor: „Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

„Mein, ich fürchte mich nicht,“ sprach der Kranke, dessen Geist einen Augenblick lang ganz klar war, „Gott wird mit meinen kleinen Kindern sein.“

Der Nachbar sprach weiter: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.“

„Wir sind des Herrn“, sprach der Kranke nach.

Dann verwirrten sich seine Gedanken wieder. „Es braust und rauscht mir in den Ohren, das ist das Meer, es kommt durch den Buchenwald. Mutter, wir kriegen Sturmflut, wenn nur der Damm standhält!“

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Mitteilungen.

Annerod. Reiche Belehrung und neue Freude an ihrer evangelischen Kirche nahmen die Glieder unserer Gemeinde am letzten Sonntag abend von dem Familienabend des Evangelischen Bundes mit nach Hause. Professor D. Diehl vom Predigerseminar in Friedberg hielt einen Vortrag über „Die hessische Reformation als soziale Tat“. Sehr klar und echt volkstümlich wußte es der Redner den Zuhörern verständlich zu machen, wie die Einführung der Reformation in Hessen durch Landgraf Philipp den Großmütigen wirklich eine soziale Tat war, d. h. den Armen und Geringen im Volke, auch dem Bauernstande, reichen Segen brachte. In vier Richtungen wurde das im Vortrage nachgewiesen. Einmal war damals das Land fast allenthalben völlig verarmt. Der größte Teil von Feld und Wald war im Besitze der zahlreichen Klöster des Landes. Auf dem Wirberg in Grünberg, auf dem Schiffsberg, in Alsfeld, in Hainchen, in Hirzenhain, allenthalben waren Klöster. Ihnen gehörte das Land, der Bauer besaß nichts oder nur wenig. Dazu galt nach der Anschauung jener Zeit das Nichtstun und Betteln als etwas Frommes und Heiliges: Hier hat die Reformation unser Volk zur Wertschätzung der Arbeit, zur Freude an der Arbeit erzogen. Aber den reichen Landbesitz der Klöster hat der Landgraf nicht, wie es damals die meisten Fürsten in Deutschland getan haben, an sich gezogen und sich damit bereichert, sondern er hat ihn verwandt für das Volk. In jeder Pfarrei wurde ein „Kasten“ eingerichtet, d. h. eine Kirchenkasse, welche in erster Linie für die Armen des Kirchspiels zu sorgen hatte. In Hofheim entstand ein Spital, in welchem Elende aller Art: Siedhe, Blinde, Lahme, Taube usw. unentgeltliche Aufnahme fanden. Daher gibt es heute noch in manchen Gemeinden Acker, welche die Bezeichnung „Hospitalacker“ führen, weil ihr Ertrag dem Hospital zufließt, und die Gemeinde hatte dafür das Recht, einen oder zwei Kranke unentgeltlich ins Spital zu schicken.

Ferner entstanden in allen kleineren Städtchen sogenannte Lateinschulen. Die Aufnahme in diese Schulen geschah ebenfalls umsonst. Die Kosten wurden bestritten von dem Ertrag von überflüssigem Kirchengut. Später kamen dann die jungen Leute zum Abschluß ihrer Bildung auf das Gymnasium und die Universität nach Marburg, wo sie in der Stipendiatenanstalt unentgeltliche Aufnahme fanden. Diese Anstalt bestritt ihre Ausgaben durch Stipendien, welche zahlreiche Gemeinden des Landes aus ihren Einkünften für die Anstalt gestiftet hatten. Dafür hatte jede Gemeinde das Recht, einen oder zwei junge Leute, je nach der Größe der Stiftung, in die Stipendiatenanstalt zu schicken. Dadurch konnten wirklich begabte Kinder auch von armen Leuten studieren. Die künftigen Beamten des Landes setzten sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen, es bestand zwischen den Beamten und dem Volke keine solche Kluft und Verständnislosigkeit wie heute.

Endlich schuf der Landgraf mit Hilfe von Martin Buzer die Konfirmation in Hessen und dadurch die hessische Volksschule, welche durch die Konfirmation ein klares Ziel und ein festes Rückgrat bekam. Die hessische Volksschule hat den 30-jährigen Krieg glänzend überstanden, und nur die Konfirmation hat sie erhalten. Zum Schlusse wies der Vortragende darauf hin, daß wir Hessen auf einen so sozial gesinnten Landesfürsten wirklich stolz sein können.

Zur Verschönerung des Abends trugen bei die Lieder der ersten Schulklasse unter Leitung von Lehrer Müller und der Kirchenchor unter Leitung von Lehrer Roth.

Auf den Lichtbildervortrag, den Missionar Gsell nächsten Sonntag abends 8 Uhr im Markusaal hält, wird hier nochmals aufmerksam gemacht.

Die Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukaskirche findet für den Rest des Winters alle 14 Tage Sonntags abends 1/28 Uhr statt, zum ersten Male nächsten Sonntag, den 8. Februar.

Am vorigen Sonntag wurde im Hauptgottesdienste der Johanneskirche der neugewählte Kirchenvorsteher der Lukaskirche, Herr Rechnungsrat Menzel, verpflichtet und in sein Amt eingeführt.

## Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 8. Februar, Septuagesimä.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markuskirche.  
Pfarrer Schwabe.

Abends 5 Uhr: Missionar Gsell.

Abends 8 Uhr im Markusaal: Vortrag von Missionar Gsell mit Lichtbildern.

Montag, den 9. Februar, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Matthäuskirche.

Montag, den 9. Februar, abends 8 Uhr: Versammlung der Frauen-Vereine der Matthäus- und Markus-Gemeinde. Vortrag über Versicherungswesen, I. Teil.

Donnerstag, den 12. Februar, abends 8 Uhr, im Markusaal: Bibelfest (Brief des Jakobus). Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Professor D. Eck.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johanneskirche.  
Pfarrer Ausfeld.

Abends 5 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 7 1/2 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukaskirche.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Mittwoch, den 11. Februar, abends 8 Uhr: Bibelfest im Johannesaal. Pfarrer Ausfeld.

Freitag, den 13. Februar, abends 1/26 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Johanneskirche.

Nächstkünftigen Sonntag, den 15. Februar, findet im Abendgottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl für die Lukas- und Johanneskirche statt. Anmeldungen dazu werden vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

„Wartburg“, evangelischer Jünglings- und Männer-Verein.

(Diezstraße 15.)

Dienstag, abends 8 1/2 Uhr, Bibelfest,

Mittwoch, abends 8 Uhr, Turnstunde,

Donnerstag, abends 8 1/2 Uhr, Lese- und Spielabend,

Samstag, abends 8 1/2 Uhr, Versammlung der älteren Abteilung,

Sonntag, 8. Febr., abends 8 Uhr, Vortrag des Herrn Missionar Gsell im Markusaal.

# Steckenpferd-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul ist die beste Lillienmilchseife f. zarte, weiße Haut u. blendend schön. Teint. St. 80 Pf. Überall z. hab.

# Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

**Rudolf Richter**

Gießen, Marktstraße 24—26  
**Hüte und Mützen**  
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise  
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

**Carl Loos**

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797  
 Manufaktur-  
 und Weißwaren  
 Herren- u. Knabenkleider

*Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19*  
 Besonders billiger  
**Schuh-Verkauf**  
 15<sup>0</sup>/<sub>0</sub> bis 20<sup>0</sup>/<sub>0</sub>  
 Reparaturen billigst

**C. Stöver, Gießen**

Seltersweg 16  
 Uhren, Gold- u. Silberwaren  
 Bestecke  
 Reparaturen in eigener Werkstatt  
 prompt und billig

**Frd. Teipel**

16 Markt 16  
 Vorteilhaftige Bezugsquelle  
 für  
 Strumpfwaren und  
 Unterzeuge, Wäsche  
 Kinder-Ausstattungen  
 en gros Korsetts en detail  
 Filiale: Frankfurter Straße.

**FRITZ NOWACK**

Spezial-Haus für  
**Braut-Ausstattungen**  
 Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen  
 Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!

**WÄSCHE-FABRIK**

**Kleider-Stoffe**  
**Blusen-Stoffe**  
**Aussteuer-Artikel**  
**Reife**

außergewöhnlich billig  
 Etagegeschäft. Geringe Unkosten  
 Gemeinshaftlicher Einkauf mit  
 3 Geschäften zusammen

**Lina Bernard**  
 Gießen, Bismarckstraße 6

**Sport.**

Schneeschuhe — Stöcke  
 Rodelschlitten  
 — mit 10 Prozent Nachlaß. —  
**C. Zimmermann,**  
 Schreinermeister, Neuen Bäume 15.

**Alle Ausstattungs-Artikel**

als: Barchent und Federleinen, Federn und Daunen, Bett-  
 tuch-Leinen, Bettzeuge, Bett-Damaste und -Kattune usw.  
 finden Sie in schönster Auswahl und sehr preiswert bei

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

**Bujch's Musikhaus**

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz  
 Musik-Instrumente  
 :: und Musikalien ::

**Heinrich Noll**

Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292  
 Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen  
 Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne  
 Kunstarbeiten Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft  
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser  
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser  
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

**Franz Bette**

Mäusburg 10  
 Fernsprech-Nr. 666  
**Spezial-Geschäft**  
 in  
 Kurz-, Woll- u. Weißwaren  
 Erstlings-Ausstattungen  
 Auswahlendungen bereitwilligt

**C. Leisler Ww.**

Neuenweg Ecke Weidengasse  
**MÖBEL-LAGER**  
 Lieferung ganzer Ausstattungen  
 :: sowie Einzel-Möbel ::  
 Eigene Polster-Werkstätte

**Geschw. Holberg Nachf.**

**Inventur - Ausverkauf!**  
 Garnierte und ungaranierte Hüte,  
 Schleier, Bänder u. dergl. billigt,  
 zum Teil unter Einkaufspreis.

**Gesang-  
 bücher**

in reicher  
 Auswahl

bei

**Ernst Balser**  
 Mäusburg 11.

**Kränze und Bufetts**

: in allen Preislagen :  
 bei schnellster Lieferung  
 reichliche Auswahl

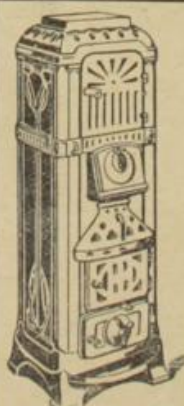
**Gärtnerei Wittmann**  
 Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

**Phoenix-Nähmaschine.**

Auch andere Systeme stets auf Lager.  
 Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —  
 Nur bestbewährte Qualitäten  
**Fr. Linker, Ludwigstr. 16**  
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

**Gesangbücher**

in großer Auswahl zu billigen Preisen  
**Bibeln, Andachtsbücher, Gebetbücher**  
 || Jedes gute Buch wird, wenn nicht ||  
 am Lager, gerne schnell besorgt ||  
 Reiche Auswahl in  
**Volls- u. Jugendjchriften und Unterhaltungsliteratur**  
 Holzbrandsprüche, gerahmte u. ungerahmte Bilder  
 Sonntags geschlossen.  
 Buchhandlung der Pilgermission, Gießen, Neuenweg 10  
 (am Kreuzplatz).



Amerikanische, irische  
**Regulier- u. Koch-Oefen**

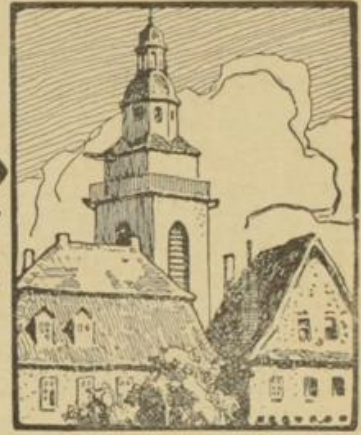
alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile  
 Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,  
 transportable Kesselöfen, Kohlen-  
 kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-  
 geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,  
 sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel  
 empfiehlt

**Edgar Borrmann, Gießen**  
 Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

# Sonntagsgruß



## Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 6.

Bießen, Sonntag Sexagesimä, 15. Februar 1914.

3. Jahrgang.

### Jugend von heute.

Psaln 119, 9. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?  
Wenn er sich hält nach deinen Worten.

Seit mehreren Monaten sieht man durch die belebten Straßen deutscher Städte Jünglinge gehen, die den Hut in der Hand tragen und auch durch strenge Winterkälte sich nicht bewegen lassen, ihr Haupt zu bedecken. Man weiß zunächst nicht recht, warum sie das tun. Tun sie das aus Gesundheitsrücksichten? Wir haben in unseren Tagen Gesundheitsfanatiker genug, die mit ängstlicher Behutsamkeit für die Gesundheit ihres Körpers mehr sorgen als für die Gesundheit ihrer Seele und alle Welt zwingen wollen, sich ihrer Ansicht über Pflanzen- oder Milchkost und über den Nutzen der Wollkleidung anzuschließen. Eine Jugend, die es der grämlichen Hypochondrie gleichtut und ewig sich um ihre Gesundheit sorgt, könnte uns leid tun. Da müßte man sich fragen: Werden die, die heute den Hut in der Hand tragen, einmal viele Stunden, ja Tage lang einen Helm tragen können, werden sie, wenn das Vaterland ruft, Hunger und Durst, Strapazen, Unbequemlichkeiten und die Unbilden der Witterung ertragen können? Aber es scheint, daß Gesundheitsrücksichten hierbei nicht in Betracht kommen. Nichts als die liebe Eitelkeit ist der treibende Grund; denn auffallend ist das gespreizte Wesen, das die Barhäuptigen zur Schau tragen. Sie tun ungeheuer wichtig, fühlen sich als Herren der Situation, sind sich bewußt, im Mittelpunkt der Beachtung der Umwelt zu stehen. Sie wollen beachtet sein, und da man das nicht immer durch positive Leistungen, durch gute Schulzeugnisse, durch Strebsamkeit in der Arbeit und Berufsausbildung erreichen kann, so gefällt man sich in einem Tun, das die Lachlust eines jeden natürlich Empfindenden weckt. —

Die Jugend ist eine schöne Zeit. Noch steht der Mensch nicht im harten Kampfe um die Existenz, noch sorgen andere für ihn, noch blüht ihm das Leben, noch ist sein Herz voll von Idealen. Aber nicht alle junge Menschen wissen von ihrer Jugend den rechten Gebrauch zu machen. Viele unter ihnen sind von unleidlichem Hochmüte erfüllt. Die Jungen sind es, die die scharfe Kritik an dem Lebenswerk der Älteren üben, die dreiste Worte gegen die reden, die unter bitteren Lebenskämpfen Werke geschaffen haben, die vielen zugut kommen. Sie laufen Sturm gegen das Alte, Bewährte, Verdienstvolle;

in ihren Reihen sind die unpraktischen Weltverbesserer und Reformers zu suchen. Und eins darf nicht vergessen werden, so hart es klingt: Verhängnisvolle Taten, über die sich die Welt entsetzt, werden zumeist von den Jungen begangen, die noch nicht erkannt haben, daß die Sünde nichts als Elend im Gefolge hat.

Die heutige Jugend ist gewiß nicht schlechter als die der vergangenen Jahrzehnte, aber ihr schadet es, daß man so viel aus ihr macht. Einst hieß es — und das ist ein echt biblischer Grundsatz —, daß das Alter regieren und die Jugend gehorchen und sich bescheiden-zurückhalten soll, bis sie selbst erfahren und lebensstüchtig genug ist, um anderen die Wege zu zeigen. Heute soll die Jugend sich ausleben und sich selbst erziehen. Die männliche und weibliche Jugend soll längst vor der Zeit, da der Charakter gefestigt ist und da Geist und Gemüt über einen gewissen Besitz verfügen, im öffentlichen Leben hervortreten. Die Bestrebungen, die man heute unter dem Namen „Jugendpflege“ zusammenfaßt, sind gewiß segensreich, und die Männer, die sich diesen Bestrebungen widmen, verdienen alle Anerkennung, aber mit Jugendpflege kann man nicht alles machen. Im letzten Grunde wird hierdurch nur auf einen Mangel aufmerksam gemacht, nämlich darauf, daß das Elternhaus in unseren Tagen versagt. Was Luther, Goethe und Bismarck geworden sind, das wären sie gewiß nicht durch Jugendvereine geworden, wenn es in ihrer Jugend schon solche gegeben hätte. Gerade die tüchtige Jugend will nicht immerdar am Gängelband geführt werden, sondern sucht in der Anlehnung an große Muster und im Gehorsam gegen ihre Erzieher sich den Weg selber.

Das nur wird immer eine gesunde Jugend sein, die sich nach dem Gotteswort richtet, daß ein Jüngling dann seinen Weg unsträflich geht, wenn er sich hält an Gott. Besonders in der Jugendzeit braucht der Mensch einen festen Halt, den ihm Gottes Gnade darbietet. Wer diesen Halt hat, der bemüht sich auch, Gottes Willen zu erfüllen. Er führt den Kampf mit der eigenen Sünde, er arbeitet an sich selbst, um mit jedem Tage reiner, besser und reifer zu werden, und hat ein Auge dafür, daß man sich durch anmaßendes Wesen weder Freundschaft noch Achtung erwirbt, sondern nur durch ernsthaftes Streben vorankommt.

H. B.

## Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.  
(Fortsetzung.)

Was von der Gottesmutter gilt, gilt auch von den Heiligen. Ich muß mich da beschränken. Der sogenannte Theseustempel in Athen, einer der besterhaltenen alten Tempel, wurde zur Kirche des heiligen Georg, des Lindwurm-töters. Er ist der Lieblingsheilige der Krieger, zugleich aber auch der Innungsheilige der Gärtner und Gemüsehändler, was ich mir nur erklären kann aus der Bedeutung seines Namens Georgos, d. h. Landmann. Er vereinigt also in sich Wehrstand und Nährstand. An die Stelle Poseidons oder Neptuns ist der heilige Nikolaus getreten, der Beschützer der Seeleute. Sie nennen ihn Αϊ Νικόλα νάωτι, he Nikolaus, Schiffer! Auf Paros heißt er thalassitis, was auf die thalassa, das Meer, deutet. In einem Liede zum h. Basiliiustage, d. h. zum Neujahr, wird offenbar einem Seemann ein Schiff gewünscht mit eisernem Mast und Raenwerk und seidenen Segeln.

Im Buge sitzt der h. Christ, in der Mitte die Panajia  
Und hinten am Steuer sitzt der h. Nikolaus.

Einst in stürmischer Zeit ein umsichtiger Kirchenleiter, hat er auf Bildern ein Schiff (Symbol der Kirche) auf stürmischer See zur Seite, so wurde er dem Volke Ersatz für Poseidon, in der Sprache unserer Marineverwaltung: Ersatz-Poseidon. Für allerlei Nöte gibt es allerlei Vertrauensheilige. In Pestilenz wendet man sich an den h. Charálampos. Auf Santa sucht man Heilung von den Blattern bei der h. Maura. Geschwüre bekommt man, wenn man an ihrem Fasttag Alltagswerk treibt. „Lahme und Blinde zum heiligen Pantoleimon“ heißt ein Sprichwort. Ine ja ton ti Jánni, der ist für den h. Johannes, würde dasselbe bedeuten, wie „der muß nach Heppenheim“. Der Prophet Ilias (Elias) hat, weil er auf dem Berge Karmel sein Wesen hatte, überall von der Bergen Besitz genommen und den Wolkenversammler Zeus verdrängt. Griechenland, das so reich an Bergen ist, hat eine Unmenge von dem h. Ilias geweihten Kapellen. Da wo eine Kirche auf einem Berge steht, die nach einem anderen Heiligen ihren Namen hat, ist er doch mit zu Gast. So steht sein Bild in der Kapelle des Agios Georgios auf dem Lykabettos bei Athen, von wo aus man herrliches Land und herrliches Meer sieht, von den Bergen auf dem Isthmus bis zur Hälfte des Peloponnes, und gegenüber auch einen Ilias grüßt, die höchste Bergspitze nämlich auf der Insel Aegina, die im Altertum nach dem Zeus ihren Namen hatte.

Diesen Heiligen wird Dienst erwiesen wie im Altertum. Ein gut Stück heidnischer Sitte ist da unter sehr durchsichtigem christlichen Gewande uns erhalten. Weihgeschenke zu bringen, ist alter Brauch. Daß man bildliche Darstellungen der kranken Glieder oder Tiere, für die man bei den Göttern Heilung suchte, in die Tempel vor das Kultbild brachte, ist althellenisch. Der christliche Grieche tut dasselbe bei seinen Heiligen. An der alten Straße von Eleusis liegt ein Kloster Daphnis, dessen Name an einen Lorbeerhain des Apoll erinnert, dort hat der h. Stephanos, wenn ich mich recht erinnere, sein Kapellchen, wo ich zum erstenmal kleine Pferdchen und menschliche Gliedmaßen in plattiertem Silber sah. Dankbar versilbert wohl der Grieche der Mutter Gottes die milden Mutteraugen oder die segnende Mutterhand. Mit den Bildern Prozessionen zu machen, kannte auch das heidnische Altertum. Auch heute noch geschieht das z. B. mit dem Heiligenbilde und dem zur Mumie zusammengeschrumpften Körper des h. Spyronon auf Korfu.  
(Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Dr. Kappesser.

15. Ein Volksgericht.  
(Schluß.)

Eine charakteristische Wahrnehmung konnte ich übrigens noch in jüngster Zeit machen, als ich vor etwa zehn Jahren noch einmal die alte Heimat aufsuchte und auf kleinen Spaziergängen alte Erinnerungen auffrischte. Ein solcher Gang führte mich auch auf den alten jüdischen Friedhof, der für die Volksgenossen auf mehrere Stunden Wegs der Umgegend dient. Da fand ich anstatt der altgewohnten orientalischen Steinplatten mit hebräischen Inschriften auf einem neueren Teil Denksteine modernster Art in Urnen- und Säulenform, wie man sie jetzt auf christlichen Begräbnisplätzen sieht. Auf einem dieser Steine stand in deutscher Sprache, daß der hier Begrabene der p. t. Müller von Jugenheim sei. Auf Erkundigung hörte ich, daß das ein dortiger Bürger und Hausbesitzer gewesen sei, der Produktenhandel, besonders mit Honig betrieb, den ich aber nie anders hatte nennen hören als „der Jure“ (Jude). Sein Vorname hatte wohl in der Zeit, als das neue französische Gesetz auch den Israeliten die Wahl eines Familiennamens zur Pflicht machte, sich diesen sehr verbreiteten Namen gewählt, der aber, weil so gar nicht semitisch, von den Dorfbewohnern nicht als berechtigt angenommen wurde, weshalb man seinen Träger einfach nach seiner Abstammung benannte.

Gegen die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war ein israelitischer Bewohner zu Partenheim, der sich in der Welt umgetan hatte, ich kann ihn nur nach seinem volkstümlichen Namen „der Jesel“ bezeichnen, in seine Heimat zurückgekehrt und hatte dort Neues, wenn auch nicht immer Lobenswertes, aufgebracht. Es war in der Zeit, von der ich in der Geschichte vom „Spazekrieg“ berichtet habe, da durch nicht immer zweckentsprechende Regierungsverträge besonders für die rheinhessischen Bewohner eine Beschränkung der Absatzgelegenheit ihrer Produkte, besonders des Weinbaus, entstanden war, wodurch besonders die vorherrschend mit letzterem beschäftigten Orte ins Gedränge kamen, zumal bei mangelndem Kredit. Denn da mußte oft ein gutes Weinjahr für mehrere Fehljahre aufkommen und gegenseitige Hilfe für die Schwachen, wie sie jetzt die Winzervereine bieten, gab es damals nicht. Schlimm war es noch, daß einzelne, auch christliche Dorfsassen in richtiger Beurteilung der Zeit, statt mit ihren Ersparnissen ihren Grundbesitz zu mehren, sie lieber an weniger begünstigte Mitbürger zu nicht immer christlichen Sinsen ausliehen. Für solche scheint der genannte Handelsmann, der ja selbst keine Kapitalien besaß, eine bequeme Deckadresse gewesen zu sein.

Da war nun damals zu Jugenheim ein Schneiderlein, den man, weil er ziemlich unter dem Maß geblieben war, mit dem Kosenamen der „Gumperich“ benannte. Trotz seines niedrigen Wuchses gingen seine Gedanken hoch hinaus. Er hat in frühester Zeit, so gut er es von seinem Vater gelernt hatte, denn in eine fremde Werkstatt hatte er nie geschaut, für mich und meine Brüder aus Stoffen, die man von Mainz mitbrachte, die Kleider gemacht, die auf das Wachsen eingerichtet waren und bei denen manchmal Zweifel entstehen konnte, was vorn und was hinten war. Mein Vater hat ihm manchmal während der Lese den Ertrag seines Wingerts gegen bar abgekauft, wobei es meist nicht ohne Zank abging, weil Verdacht entstand, daß dem Ertrag mittels Wasserkanne aufgeholfen worden sei. Das Zuckern kannte man damals noch nicht.

Dieser kleine Streber fing dann Geschäfte mit dem genannten Geldgeber an und ließ sich auch verleiten, sein er-

erbtes Häuschen, das sonnig und frei am Bachufer lag, gegen eine größere Hofreite zu vertauschen, welche abgelegen, am Ende einer nach Norden gerichteten Sackgasse liegend, unmittelbar an den damals noch dicht mit Effen (Rüstern) bestandenen Dorfgraben grenzte. In kurzem war der Gumperich aber so verstrickt, daß ihm die Kehle zuing und er seine Habe dem Geldgeber zu eigen überlassen mußte. Es geschah das etwa um das Jahr 1850. Solch grausame Abschächtung eines eingeseffenen Ortsbürgers, wenn man auch im übrigen sein unkluges Gebaren nicht billigte, machte aber doch einen üblen Eindruck bei der gesamten Bevölkerung, zumal bei dem Gedanken, daß so eine gefährliche Persönlichkeit sich im Ort jetzt festsetzen werde. Da geschah etwas Außergewöhnliches:

In einer Nacht entstand in der abgelegenen, jetzt leer stehenden Hofreite ein unheimliches Rumoren. Neugierige, welche sich nähern wollten, wurden mit Schelten und Drohungen verjagt, und am andern Morgen bildete das ganze Gehöft nur noch einen Trümmerhaufen. Sogar der gewölbte Torbogen lag auf der Erde. Es sollen starke Männer mit einem Durchzugsbalken auf den Schultern wie mit einem antiken Mauerwidder im Taktschritt gegen die gemauerten Pfeiler angerannt sein, bis sie umstürzten. Andern Tags kam der Friedensrichter mit Gendarmenbegleitung zur Untersuchung. Da war aber niemand, der etwas gesehen hatte, zumal ja, wie gesagt, die Neugier mit Gewalt fern gehalten worden war. Auch eine Haussuchung bei einigen Verdächtigen nach verschleppten Baumaterialien verlief erfolglos. Es sollen damals ganze Balken zwischen den Wingertzeilen eingegraben gewesen sein.

Nach und nach scheint sich, zumal in der damals politisch bewegten Zeit, die Sache im Sand verlaufen zu haben, wenigstens habe ich nie von Bestrafung eines Schuldigen gehört. Jahr und Tag nachher aber, ich weilte gerade in den Herbstferien zu Hause, ereignete sich wieder etwas Merkwürdiges. Es war an einem Samstag abend. Meine Eltern hatten sich schon zur Ruhe begeben, und ich war im Begriff, es ihnen nachzutun, da hörte man plötzlich auf der Straße Lärm, und auf mein Fragen erhielt ich Bescheid, daß das Häuschen des Jzig an der Unterpforte brenne. Wie ich dann dorthin kam, fand ich nur eine schreiende Menge, auch die Feuerspritze war da, aber von Feuer sah man nichts. Ich ging dann wieder nach Hause zum Schlafen, und am andern Morgen hörten wir, daß die Feuerlöcher, die sich gleichsam gefoppt sahen, das ganze Häuschen dem Erdboden gleich gemacht hatten.

Aus den erregten Reden, welche ich an jenem Abend gehört hatte und weiteren Nachfragen habe ich dann das folgende zusammengestellt:

Wie anfangs der dreißiger Jahre auf Kosten der Gemeinden die Landstraße von der Napoleonschen Heerstraße bei Nieder-Olm ausgehend nach Jugenheim und eine kurze Strecke darüber hinaus hergestellt und damit, wenn auch mit einem Umweg, eine notwendige Verbindung mit der Provinzialhauptstadt Mainz geschaffen werden sollte, da fielen den Launen des staatlichen Bauleiters, der auch sonst recht schrullenhaft sich gebärdet haben soll, die beiden überbauten Dorfeingänge, die Ober- und die Unterpforte, zum Opfer, die nach den Berichten älterer Leute einen malerischen Zugang durch die damals größtenteils noch erhaltenen und dicht mit Rüstern bepflanzten Dorfumwallungen gebildet hatten. Sie mußten als angebliches Verkehrshinderniß abgerissen werden, obgleich sie dem damaligen Verkehr noch lange genügt haben würden, zumal die neue Chaussee für die nächsten 50 Jahre eine kurze Strecke oberhalb des Dorfes im freien Feld endete.

Die überbaute Oberpforte hatte einem Schuhmacher und seiner zahlreichen Familie als Wohnung gedient, der sich dann daneben ein kleines Häuschen erbaute, aber den Namen: der Oberpörtler Schuster behielt. Ich halte ihn im Gedächtnis als eines der frühesten Opfer der Pest, genannt Frankfurter Lotterie, welche sich damals in Rheinhessen, besonders in den weinbautreibenden Orten ausbreitete und so viel trauriges Unglück angerichtet hat, ein Kapitel, das auch noch als Ergänzung bei meinen „Dorftragödien“ Platz finden könnte.

Neben der ehemaligen Unterpforte war dann ein einstöckiges Häuschen mit einigen Kammern unter dem Ziegeldach gebaut worden, das, so lange ich zurück denken kann, im Besitz eines jüdischen Geschäftsmannes war, der sich und die Seinen mit Kälberhandel ernährte, und von dem ich nur noch den Namen „der Jzig“ behalten habe. Wie einmal in einem Sommer ein vaganter Tanzmeister in das Dorf kam, der unsere Jugend in die Kunst Terpsichores einzuführen versprach, da waren seine Töchter, etwa zwei Jahre älter als ich und ein stattliches Frauenzimmer, das sich städtisch kleidete, und einige ihrer Glaubensgenossinnen die Hauptteilnehmerinnen. Später gingen seine heranwachsenden Söhne nach Amerika, wo sie gutes Auskommen fanden, und die Schwester folgte ihnen nach. Dem Vater scheint es dann kräftig gegangen zu sein, so daß er in Schulden geriet und zuletzt sein Häuschen dem Hauptgläubiger, dem genannten Jesel, überließ und seinen Kindern übers Wasser nachfolgte. Jetzt war also wieder Gefahr, daß der Gefürchtete im Ort Fuß fassen werde. Er hatte diesmal zur besseren Bewahrung seines Besitzes einem herabgekommenen Schreiner Unterstand darin gewährt, der sich mit seiner Familie und seiner Hobelbank in den Kammern unter dem Dach einrichtete.

Wie gesagt, ich war gerade wieder in Serien zu Haus, und wieder an einem Samstag abend entstand auf der Straße Lärm und eiliges Rennen und auf meine Frage hörte ich: dem Jzig sein Häuschen an der Unterpforte brenne. Ich begab mich dahin und traf dort eine Menge, die, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, unverständlich durcheinander schrie. Auch die Dorffeuerspritze war schon da, aber von Feuer sah ich nichts. Ich hörte dann, ein noch spät Vorbeigehender habe durch die Ritzen der Türe Feuer gesehen und sofort Lärm gemacht und mit Hilfe von herbeigeeilten Nachbarn dasselbe im Entstehen erstickt. Man habe dann auf der Treppe und in den unteren Stuben Hobelspane, die zum Teil angebrannt waren, gefunden, und sofort erhob sich ein Geschrei über Brandstifter, welche wegen Profit das ganze Dorf hätten in Gefahr bringen wollen. Am meisten lärmte der zeitweilige Insasse, daß man ihn und seine ganze Familie habe ins Unglück bringen wollen. Da das Dach übrigens nicht viel über Manneshöhe lag, wäre die Gefahr nicht allzugroß gewesen. Jedenfalls war der Feuerrufer schneller als der Brand. Ich begab mich dann zur Ruhe, hörte aber am andern Morgen, daß die Löschmannschaft, vielleicht erboßt, weil sie sich gefoppt hielt, wieder nach bekanntem Muster das ganze Häuschen dem Erdboden gleich gemacht hatte. Auch diesmal scheint die Untersuchung keinen Schuldigen gefunden zu haben. Wenigstens habe ich auch diesmal nicht gehört, daß jemand deshalb gestraft worden sei. Vielleicht lag es in mehrfachem Interesse, nicht allzusehr nach einem Schuldigen zu forschen.

Neben der Brandstelle, die ja eigentlich keine war, hat dann mein Freund Heinrich Maul den Gasthof zur Traube erbaut, dessen Dach mir noch manchmal, wenn ich die alte Heimat besuchte, freundliche Herberge bot.

Ich habe später in alten Schriften gelesen, daß im achtzehnten Jahrhundert in den politisch so zerfetzten linksrheinischen Landen eine Art Bund bestand, der einigermaßen als Ueberrest der alten Vehmhe gelten konnte, am meisten aber Ähnlichkeit hatte mit dem oft geschilderten Haberfeldtreiben im altpfälzischen Gebirge. So erzählte ein Ingelheimer Arzt, Hofrat Dr. Fritschler, in den 1860er Jahren im „Ingelheimer Blättchen“, daß um 1760 herum zu Bubenheim ein Einwohner gewesen sei, von dem die Rede ging, daß er es nicht verstünde, die Würde des Hausherrn und Oberhauptes der Familie zu wahren. Da hätte sich in einer Nacht eine Menge, darunter viele aus benachbarten Orten, vor seinem Hause aufgestellt, die unter greulichem Lärmen und dem Absingen von Spottversen ihn an seine Mannespflicht erinnerten und zum Zeichen hätten sie ihm einige Ziegel vom Dach abgedeckt. Wie aber nach einiger Zeit es sich ergeben habe, daß die Ermahnung ohne Erfolg geblieben sei, da habe sich das Ereignis wiederholt. Diesmal sei ihm aber das ganze Scheuerdach abgedeckt worden.

Ich habe schon früher einmal in meiner Erzählung vom 1848er Jugenheimer Tintenkrieg darauf hingewiesen, wie gewisse Ideen und Erinnerungen jahrhundertlang in der Volksseele schlummern wie Samenkörner in einem tiefen See, und dann plötzlich zu neuem Leben heraufsteigen. So scheint die Erinnerung an Dinge, welche fast ein halbes Jahrhundert vor der französischen Revolution sich abgespielt haben und von denen kein Mensch mehr sprach, den Anstoß zu solch eigentümlicher Selbsthilfe einer ganzen Dorfgemeinschaft gegeben zu haben.

### Frühlingswehen.

Eine Erzählung von Hanna Krüger.

(Schluß.)

Es gibt leuchtende, makellose Werte im Walten des Schicksals, die eine Brücke spannen von Menschenherz zu Menschenherz, eine greifbare Brücke, die nicht wie ein Nebelgebilde beim Zutasten verrinnt. Vertrauen und Gemeinschaft heißen die Werte: Gemeinschaft im Denken und Fühlen, gemeinsames Vertrauen im Handeln und im Bekenntnis. Dazu gesellt sich als Dritter der Glaube: an den Wert des anderen und an sich selbst, und der Glaube an eine unauslöschliche Unvergänglichkeit, die schon in das Erdenleben hineingewoben und darinnen verwurzelt ist! So standen die Dinge bei den jungen Leuten, und darum ist es nicht zu verwundern, daß Elisabeth und Ernst schon beim ersten flüchtigen Kennenlernen Kameradschaft miteinander schlossen. Die Bekanntschaft der Kinderzeit ist nicht gut zu rechnen. Der Mensch entwickelt sich am meisten in den Kindheitsjahren. Jeder Tag bringt einen Fortschritt und einen Verlust; jeder Tag zeigt aber auch ein neues Gepräge und eine veränderte Form in dem wundersamsten Werk des göttlichen Schaffenswillens, in dem Menschengebilde! — Frohsinn und Tateifer erhielten in der Folgezeit nun erst die rechte Weihe. Die Freundinnen nahmen auch ferner daran teil. Die Stunden aber mit dem Freund allein in der Werkstatt und auf Spaziergängen oder in dem kleinen Hof am Haus, von alten Bäumen bestanden und beschattet, waren geheiligt! —

„Das Mitleid ist manchmal furchtbar schwer, wenn man so gar nicht helfen kann, weil die Umstände sich dagegen stemmen und der menschliche Wille selbst sich widersetzt. Das ist am allerbittersten zu tragen, das lehrt! wenn dieser Wille zu seiner trotzigigen Festigkeit erst langsam gezwungen wurde! Mein Vater ist ein Beispiel dafür; wissen Sie keinen Weg und

Rat, daß seine Kunst mehr anerkannt würde?“ Elisabeth strich vorsichtig, wie prüfend, über den kühlen roten Sandstein des Grabmals, das im Hofe seiner Bestimmung harrte, und heftete nun den Blick auf den Strauß Schneeglöckchen, der in der kleinen, in den Stein gehauenen Nische, dem Altar des liebenden Gedenkens, frühlingsszuversichtlich blühte. Ernst Hertwig schlug die dunklen grüblerischen Augen auf, als die Frage an ihn gerichtet wurde. „Fräulein Elisabeth, nicht wahr, Sie denken an den lauten Ruhm und die verdienten öffentlichen Ehrungen, die Ihrem Vater versagt werden, ich weiß, Sie vertrauen meinem Wort, wenn ich sage, daß es ein Glück ist, daß Ihr Vater in der Stille wirken darf! Er wäre den Stürmen, dem Wettstreit, kurz dem rastlosen, schier fieberhaften Arbeiten und Neuern des Künstlertums der Jetztzeit nicht gewachsen. Seine feine Natur müßte sich aufreiben und in teuer erkauftem Siege dahinsiechen. Das wollen Sie doch nicht? Etwas anderes ist es bei Ihrem Bruder. Jung und stark, ein Feuerkopf, in vollem blühendem Leben stehend und empfindend, wird er das Ziel erringen, und ehrlich, in stetem Ansporne, es immer weiter stecken, bis er in der Ewigkeit die Vollendung findet!“ Ernst hatte sich warm gesprochen und schwieg nun tiefatmend. Elisabeth sah ihn dankbar an: „Sie haben Recht, nun sehe ich es auch ein, daß der stille Friedhof ein gefahrloser und heiliger Boden für Vaters Schaffen ist. Meine Liebe zu ihm hat mich auf einen Irrweg geführt. Haben Sie warmen Dank für Ihr Wort, das mich zurechtgewiesen hat.“

Ernst Hertwig sang und pfiff, während er zeichnete, droben im gemeinsamen Freundesreich. Alfred sah ein paarmal verwundert zu ihm hinüber. Schließlich stand er auf und stellte sich hinter den Freund. „Ja, sag mal, machst dich der Hausplan, den du da entwirfst, so vergnügt? Ernst, hörst du?“ Ernst war in Träumen versunken. — „Du, sei mal aufrichtig und gib mir klare Antwort. Nicht wahr, du stellst dir etwas ganz Bestimmtes beim Entwerfen vor und kopierst gewissermaßen das Bild, das in deiner Seele steht: habe ich Recht? Und wie es dahin kommt, verrätst du mir später.“ Alfred war unermüdlich, doch eine Antwort bekam er nicht. Er erreichte bloß, daß der Freund den Bogen mit dem Entwurf zusammenfaltete und zur Geige griff, der Trösterin und — Verräterin.

Elisabeth hob den Kopf, als die Geigenklänge sehnsüchtig und fragend am geöffneten Fenster vorbei schweiften und auf den Frühlingswinden in die Ferne zogen. Ihre Augen rüsteten sich: Wartet, weilet, wir ziehen mit euch! So groß waren Elisabeths Augen geworden, so weit. Sie konnten eine ganze große blütenschwere und -prangende Liebe fassen und festhalten. Die Hand spielte mit dem Meißel, und die kleine feine Nymphe, die Elisabeths Züge trug, stand allein und konnte sich ungestört in der flutenden Frühlingssonne baden. Und dann ward die Vergessene auf einmal die Ursache zu einem seligen Liebewerben und -gewinnen, in einem Lied, wie es immer frisch und immer neu und froh klingt und singt, solange es eine Erde gibt und solange Menschenkinder die Erde lebendig und gabenreich machen! —

Ach, der Mund der jungen Elisabeth hatte nicht lügen können, als der Liebste so eindringlich fragte! Wie sollte das Figürchen für den Bruder sein! Hatte ihr Herz doch ständig an den Freund gedacht, derweil die Hände Linie für Linie, Form für Form gestalteten und bogen. — Wie zwei liebe-selige Menschlein doch küssen können! Die Werkstatt wandelte sich in einen Himmel. War das ein Flüstern und ein Raunen,

ein Regen und Sich-Bewegen in dem leblosen Gestein der Kunst, als würde es getrieben, geschwellt und auf und nieder gesenkt von einem pochenden Herzen. Und das alles tat und zauberte eine große und tiefe Neigung zweier glücksfroher Menschenkinder! —

Gottseidank bewahrheitet es sich nicht immer, daß ein großes, zu sonniges Himmelsglück trostloses Dunkel und ein zerbrochenes Erdendasein schafft, indem es plötzlich scheidet und ins Grab sinkt! Oft aber will eine weise Vorsehung das Glück vor Elend und aller Schande behüten. Oft ist das Glück zu zart und himmlisch, um in der kalten Welt fortblühen und — bestehen zu können!

Großes war in Elisabeths Leben getreten. Mit einer Krone von Perlen und edlem Gold schmückte sie ihr Glück, ehe sie zum letzten Schlummer vor dem Paradieses-Erwachen die müden Glieder streckte. Sie sollte die Peri in Schumanns herrlicher Tondichtung singen. Lange hatte sie gezögert. Nun gab ihr die Liebe eine ungeahnte Kraft und Freudigkeit. Sie lebte ein starkes, heldenhaftes Leben in der Zeit des Uebens, und leise, ungewollt und unbewußt, zerrannen dabei ihre Kräfte und welkten dem Grabe entgegen. Nie war Elisabeth froher und teilte mehr Freuden aus, als in dieser Zeit. Sie sang und jubelte und sog die Schönheit der Berge und der weiten Wiesen, die der Strom umspielte und bewässerte, in sich ein. Sie trank das Himmelslicht und reifte für die Ewigkeit, während sie sich vom Erdendasein loslöste. Ernst Hertwig ahnte schmerzlich, daß sein Glück zart und erdenfremd war und wußte es ganz gewiß von dem Augenblick an, als sein Lieb auf der Empore stand im strahlenden Kerzenlicht und seine Stimme schon, wie eine erlöste Seele, über die lauschende Menge flog, unaufhaltsam himmelwärts. Er war nicht unglücklich, nur traurig darüber. „Liebster, traurig darfst du sein, das tut mir wohl, bloß nicht verzweifeln, wenn ich einst von dir fortgehen muß. Sieh' Schatz, du würdest ja meine Ruhe mit deinem Jammer stören. Denke, wie glücklich wir waren und bleiben werden, denn unser Glück kann ja nicht mit unserem irdischen Leben dahintersterben und verstummen!“ So hatte Elisabeth zu ihm gesprochen, und daran mußte er denken, während die dankbare und begeisterte Menge um ihn jubelte und Beifall klatschte. Er sah mitten unter ihr als ein Einsamer und Stillter. Er sammelte jeden Ton in seine Herzkammer für lange schweigende Tage und sorgte sein Leben ein, das Leben, das von der Braut Blut und Kraft empfing, und begann schon jetzt im Vorsatz und Geist das Dasein für die Anderen in pflichttreuer Arbeit, in wunschloser Mitfreude, in dankbarem, köstlichem Erinnerungsleben. Elisabeth, seine Lebenssonne, würde einst an der Pforte vom Tod zum Leben auf ihn warten, und an ihrer Wärme durfte er dann gefunden und vom freundlichen Sich-Loslösen vom Ich und eigenen Sein zu fröhlich empfangender Wonne schreiten! „In Edens Garten, wo liebende Seelen deiner warten — dich ew'ge Wonne umfließt, — sei uns willkommen, sei uns gegrüßt.“ Das war die Krone, das Geschenk. Wie sie leuchtete, frohlockend, verheißend, und der Glanz glomm und blinkte unvergeßlich, unauslöschlich. Wie der Tag entschwand und die lange tiefe Nacht anbrach. — — Elisabeth! — — — Siehe, das Licht der Erfüllung ist dir frühe entzündet worden! — Die Schneeglöckchen nicken und wiegen sich unter dem leicht gesenkten Mädchenkopf, auf ihrem Grab in Hochrelief aus dem Stein heraus geschnitten, und grüßen und läuten lieblich im Auferstehungswehen, in leise säuselndem Frühlingswehen. — —

## Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Dann sagte er nichts mehr. Junge Burschen sangen draußen vor dem Dorfe, aber so, daß man es in der Stube auf dem Gemeindehause hörte, die Wacht am Rhein. Hell und klar schmetterten die Töne: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein, die Wacht am Rhein.“ Leute riefen auf der Dorfstraße einander etwas zu, aus den Ställen kam das dumpfe Brüllen der Kühe, da atmete der fremde Soldat noch einigemal, dann war der letzte Atemzug entflohen.

Drei Tage später wurde er bestattet. Die ganze Gemeinde geleitete ihn zur ewigen Ruhe; denn der Pfälzer, mag er auch aufbrausend und leicht erregbar sein, hat ein mitfühlendes Herz. Wir Schulkinder sangen unter der Leitung des Lehrers Winterstein: Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben. Pfarrer Weber sprach über das Bibelwort: „Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Nun aber begehren sie eines besseren, nämlich eines himmlischen.“ Er schilderte, wie der fremde Soldat, gehorsam seiner Pflicht, seine Heimat verlassen habe, um für das Vaterland zu streiten, wie ihn Gott fern von den Seinen habe sterben lassen, um ihn in das bessere, nämlich in das himmlische Vaterland zu bringen.

Gleich nach dem Abscheiden des Mannes hatte mein Vater alles, was er bei dem Toten gefunden hatte, seine Geldbörse, seine Uhr, sein Notizbuch zu Bürgermeister Rodenbecher gebracht, damit der der Familie die Sachen zustellen solle. Leider kannte man nicht deren Wohnort, aber man kannte den Truppenteil des Toten. In seinen Kleidern waren Schildchen eingnäht mit der Bezeichnung: „Füsilier Hansen 2/86.“ Der Tote hatte somit bei der zweiten Kompagnie des Füsilierregimentes Nr. 86 gestanden. An diesen Truppenteil sollte geschrieben werden. Rodenbecher versprach, alles zu besorgen, und sagte zu meinem Vater: „Der Honeck macht alles, der hat einen gescheiten Kopf. Geh nur heim, mein lieber Hannes, es wird alles gemacht.“ —

Wiederum drängte die Arbeit. Der Hafer wurde gebunden und heimgebracht, das Grummet wurde gemäht. Das Futterholen nahm jeden Tag geraume Zeit in Anspruch. In dieser Zeit holen die Leute in der dortigen Gegend auch das Holz für den Winter aus dem Walde. Das war für mich immer eine Lust, wenn ich mitfahren durfte. Mit unseren Kühen konnten wir das nicht machen, darum ließ sich der Vater zum Holzfahren das Fuhrwerk des Nachbarn Gerhäuser.

Das war doch ein anderes Handwerk, wenn der Wagen von zwei starken, mutigen Pferden gezogen wurde, als wenn die Kühe gemächlich ihren Gang dahintrotteten und sich nicht aus ihrer Ruhe bringen ließen.

Stolz sah ich diesmal zwischen dem Vater und dem Bruder Fritz, der das Fuhrwerk lenken durfte. Gar zu gern hätte ich selbst Leitseil und Peitsche in den Händen gehalten, um mich den Leuten als geschickten Fuhrmann zu zeigen, aber der Vater sagte: „Bub, mach keine Geschichten, wie kann ich dir das Fuhrwerk anvertrauen. Wenn dir die Gäule durchgehen, so gibt es ein Unglück.“

„Vater, warum kaufen wir uns keine Gäule? Mit dem Hornvieh, das ist doch ein schlechtes Fahren. Wenn der Belmont von Alzen oder der Simon von Kreuznach noch einmal in das Ort kommt, so sag ihm doch, daß er uns so ein paar Braune in den Stall stellt!“

Der Vater und Fritz lachten, und der erstere sagte: „Ja, Peter, wenn du mir das Geld für die zwei Braunen gibst!“

„Weißt du, Vater, was ich tue,“ erwiderte ich, „ich kaufe mir beim Lippert ein Los und dann gewinne ich damit so viel Geld, daß du zwei Gäule kaufen kannst.“

„Das ist recht, Peter, tu' das nur!“

„Ja, Vater, du mußt mir aber das Geld für das Los geben.“

„Dafür habe ich kein Geld, frage einmal deinen Petter, der schenkt es dir vielleicht.“

So nahm ich mir denn vor, bei der nächsten Gelegenheit dem Petter meinen Wunsch vorzutragen. Im Geiste hörte ich die beiden Braunen schon im Stalle wiehern, und ich sagte: „Aber, Vater, ich darf die Gäule doch jeden Tag pußen?“

„Du würdest das Pußen bald satt kriegen,“ gab der Vater lachend zur Antwort.

Wir hatten weit zu fahren, um an die Stelle zu kommen, wo das vom Vater ersteigerte Holz lag. Es war dies in der Nähe der Mordkammer am westlichen Abhange des Donnersberges. So heißt nämlich eine Bergschlucht zwischen Marienthal und Falkenstein, die ringsum von hochstämmigen Buchen umgeben ist. Woher der schauerliche Name stammt, weiß ich nicht zu sagen. Vermutlich hat hier in alten, grauen Zeiten, vielleicht im dreißigjährigen Kriege oder noch viel früher, in der Zeit der Völkerwanderung ein blutiger Zusammenstoß zwischen zwei kriegsführenden Parteien stattgefunden, vielleicht haben reißige Scharen hier im Wiesengrunde friedliche Bewohner niedergemetzelt. Der trauliche Ort gibt davon keine Kunde, die zwei Quellen, die munter bergabwärts rinnen und bei Marienthal sich zum Appelbach vereinigen, erzählen nichts von dem Wehklagen und Sterben der alten Zeit. Vielleicht daß in der Erde, die sich dort so lieblich ausbreitet, noch die Gebeine der Erschlagenen ruhen und, wenn sie einmal durch den Pflug des Landmanns oder den Spaten des Waldarbeiters an das Tageslicht gefördert werden, von der Wildheit vergangener Tage reden.

Wir mußten über Marienthal fahren, von hier aus ging es auf schmalen Feldwegen hinauf in die Höhe zur Mordkammer. Bald hatten wir unseren Holzstoß gefunden. Der Vater und Fritz luden auf, und ich stand vorn bei den Pferden und wehrte mit dem Peitschenstiele so gut, als ich konnte, von ihnen die Fliegen ab, die sie massenweise umschwärmten.

Still und einsam war es an der Stelle, wo unser Fuhrwerk hielt. Vorher waren wir durch die sonnbeschienene, helle Landschaft bergab und bergauf gefahren, hier, in der Mordkammer, war es dunkel. Die Sonne, die im Südosten stand, drang durch das dichte Laubwerk nicht hindurch. In fröhlichem Gespräch hatten wir vorher nebeneinander auf dem Wagen gesessen, nun auf einmal war die fröhliche Stimmung verschwunden. Keiner von uns redete. Eine schwüle Temperatur herrschte im Walde, mir war es, als ob ich gar nicht atmen könnte, ich verspürte einen schweren Druck auf der Brust. Und mit einem Male kam eine so unsagbar traurige Stimmung über mich. Ich war sonst nicht so, daß ich den Kopf hängen ließ, wir Ruppertsecker Buben überließen das Weinen den Mädchen, jetzt aber, mitten im grünen Walde, konnte ich mir vor Wehmut kaum helfen. Ich sah den armen, fern von seiner Heimat gestorbenen Niels Iwer Hansen, dann dachte ich an die Toten, die hier in der Mordkammer begraben lagen, schließlich konnte ich meine wehmütige Stimmung nicht mehr zurückhalten. Gerade als die Turmuhr in Marienthal 10 Uhr schlug warf ich die Peitsche weg, ließ mich auf den Waldboden fallen und weinte, von geheimnisvollem Schmerz erfüllt, laut vor mich hin.

Erschrocken hielt mein Vater im Holzaufladen inne und sagte: „Um Gotteswillen, Peter, was ist mit dir?“

„Ach, Vater, ich weiß es nicht, mir schnürt es fast das Herz zusammen vor lauter Traurigkeit, ich kann mir nicht helfen, ich muß weinen.“

„Das ist die schwüle Luft, die hier herrscht, und dann sind die alten Geschichten daran schuld, die von der Mordkammer erzählt werden“, gab der Vater zur Antwort und wollte sich weiter daran machen, dem auf dem Wagen stehenden Fritz das Holz hinaufzureichen.

Aber gleich hörte er wieder mit der Arbeit auf, setzte sich auf einen Baumstrunk und sagte: „Mir ist es auch so sterbensangst zu Mut. Vorhin bin ich auf den Tod erschrocken; denn es war mir, als ob eine große Menge Menschen dahinten durch den Wald stürme; es waren lauter Soldaten, die das Gewehr in der rechten Hand trugen. Ich hörte die Trommel rasseln, dann war alles wie Rauch vor meinen Augen.“

Mein Vater, der starke Mann, stöhnte laut auf wie ein Mensch, der von einem schweren Schicksalschlag getroffen ist, und blieb, indem er den Kopf in die Hand stützte, auf dem Baumstrunk sitzen. Ich weinte laut vor mich hin und wußte doch gar nicht zu sagen, warum ich so traurig sei. Der einzige, der seine Fassung behielt, war Fritz. Ich hörte ihn sagen: „Ihr seid traurig, weil der fremde Soldat in der vorigen Woche gestorben ist, aber wenn wir nicht bald mit dem Aufladen fertig sind, so kommt noch ein Gewitter über uns, und wir werden naß bis auf die Haut.“

Da stand der Vater wieder auf und begab sich weiter an die Arbeit. Auch ich erhob mich und trat wieder zu den Pferden. Langsam, wie der Nebel am Septembermorgen von der Flur weggeht, so wich der Schmerz von meiner Seele, und beim Nachhausefahren konnte ich gar nicht mehr begreifen, was mich so traurig gemacht hatte. —

Am dritten oder vierten Tage darnach, in der Mittagsstunde, als wir gerade vom Grummetmachen nach Hause gekommen waren, kam der Gemeindediener in unseren Hof und sagte zu meinem Vater, er solle gleich einmal zum Bürgermeister kommen.

„Was wird das schon wieder sein?“ sagte der Vater, „mein letztes Steuerziel habe ich doch richtig bezahlt, und ich bin doch keinem aus der Gemeinde über seinen Acker gefahren.“

Wie er gerade war, in Hemdärmeln, ohne einen Rock anzuziehen, ging er weg. Weder er, noch wir anderen ahnten, daß das der schwerste Gang sein sollte, den er in seinem Leben gemacht habe.

Als er zu Bürgermeister Rodenbecher kam, lief dieser aufgeregt in seiner Stube hin und her. Hinter dem Tische saß der Greffier Honeck und schrieb, beim Eintreten des Vaters legte er die Feder aus der Hand.

„Es ist eine Karte angekommen, Hannes, es ist eine Karte angekommen“, sagte Rodenbecher, nahm die Brille ab und setzte sie wieder auf, aber er wußte nicht, wie er seine Rede fortsetzen sollte.

„Honeck, sagt Ihr doch dem Hannes, was auf der Karte steht!“ mehr brachte der alte Mann nicht heraus.

Aber auch der Honeck fand keine Worte. Langsam stand er auf, nahm eine auf dem Tische liegende Karte und reichte sie dem Vater, der mir und den Meinen diesen Vorgang später so oft erzählt hat, daß ich ganz genau weiß, was sich damals in der Stube des Bürgermeisters zugetragen hat.

Es war eine Feldpostkarte. Auf der Vorderseite trug sie den Stempel: „Königlich Bayerisches Infanterie-Leibregiment,

5. Kompagnie“, die Adresse lautete: „An die Königliche Bürgermeisterei Ruppertsecken in der Rheinpfalz Bayern.“ Auf der Rückseite stand: „Der aus Ruppertsecken gebürtige Gardist Georg Wiltinger ist am 1. September in der Schlacht bei Sedan gefallen.“ Unterzeichnet war die Karte: „Ostermayer, Feldwebel.“ —

Beim Niederschreiben dieser Zeilen zittert mir heute, nach 42 Jahren, noch die Hand. Der Vater ist damals nicht ohnmächtig zusammengesunken. Dazu war er viel zu stark, stark nicht nur am Körper, sondern auch in seinem Seelenleben. Aber kein einziges Wort hat er gesagt. Ohne Adieu zu sagen, ging er aus dem Hause des Bürgermeisters. Heute noch meine ich ihn zu sehen, wie er die Dorfstraße her kam, hemdärmelig, mit etwas steifen Schritten infolge der vielen Feldarbeit, ganz blaß im Gesicht. Die verhängnisvolle Karte trug er in der rechten Hand.

Soll ich den Jammer schildern, der damals unser Haus erfüllte? Ich vermag es nicht, das, was nun schon so lange in der Vergangenheit ruht und was vorüber ist, wieder neu aufleben zu lassen, nur einige kurze Angaben will ich machen, damit meine Kinder und Enkelkinder später einmal wissen, was ihre Vorfahren für schwere Erdenchicksale getragen haben. Die Mutter war am Herde ohnmächtig zusammengesunken und wurde von rasch herbeigeeilten Nachbarn zu Bett gebracht. Als man sie mit Essig gewaschen hatte, kam sie wieder zu sich. Laut hallte ihr Klagen um den ältesten Sohn durch das Haus. Stumm saß der Vater in der Wohnstube am Tische, seine Hand ruhte auf der Kante, kein Wort erwiderte er den Leuten, die aus den Nachbarhäusern herbeigekommen waren. Meine Geschwister liefen, laut weinend, hin und her, ich verkroch mich in der Scheuer in das Stroh, gleich einem verletzten Tiere, das sterben will. In der Dunkelheit, unter den Strohbündeln, über mir die Dachziegel und das Balkenwerk, so ließ ich meinem Schmerze freien Lauf.

Als ich am späten Nachmittag wieder in das Haus zurückkam nahm mich der Vater an der Hand und sagte: „Jetzt weiß ich auch, Peter, warum wir beide, als wir das Holz in der Mordkammer holten, so traurig gewesen sind. Das war in der Stunde, als dein Bruder gefallen ist. Ich habe ihn und sein Regiment durch den Wald stürmen sehen, und der Rauch, der um die Stämme flatterte, war der Pulverdampf der Schlacht und der Rauch von den brennenden Häusern. Wir haben eine Ahnung gehabt, sein Sterben hat sich uns angezeigt.“

Viel später, als der Feldzug zu Ende war, hat ein Kompagniekamerad unseres Bruders, der aus Münsterappel gebürtig war, uns ausführlich den Sachverhalt mitgeteilt. Georg war morgens um 10 Uhr bei dem Sturm auf Bazailles gefallen, er war durch die Stirn und durch die Schulter getroffen worden. Kurz darauf ging Bazailles in Flammen auf. In derselben Stunde war er gefallen, da ich in der Mordkammer auf der Erde gelegen hatte und der Vater die Soldaten durch den Wald hatte stürmen sehen.

Ich glaube, frei zu sein von allem Aberglauben, ich habe auch seit dem 1. September 1870 keine Ahnungen dieser Art mehr gehabt, aber außer allem Zweifel ist, daß mich und meinen Vater genau in derselben Stunde eine unerklärliche Angst und Traurigkeit befallen hat, da Georg in der großen Feldschlacht sein junges Leben ausgehaucht und die französische Erde mit seinem Herzblut getränkt hat. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind ungeheuer klug, den verborgensten Kräften der Natur sind wir auf die Spur gekommen, aber die Fäden, die sich von Seele zu Seele hinüberspinnen, und

ihr geheimnisvolles Wesen sind für unseren Menscheng Geist noch unentdeckt. Wir merken wohl ihr Vorhandensein, aber nur Gott kennt ihr verborgenes Walten. (Fortsetzung folgt.)

### Worte zum Nachdenken.

Alles in der Welt ist nur Uebergang. Wir müssen durch Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tag reifer und besser werden.  
Königin Luise.

Christen sollen teilnehmen an dem versöhnenden Wirken ihres Herrn, indem sie Frieden halten, Frieden stiften in einer von Unfrieden zerrissenen Welt, indem sie die Kunst des Vergebens und Nachgebens täglich üben und täglich bitten: Friedefürst, laß deinen Frieden stets in unserer Mitte ruhn!

Sei mein Anker, der nicht bricht,  
Sei mein Stern und helles Licht,  
Daß ich nie von dir mich scheide  
Noch am Glauben Schiffbruch leide!

### Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 15. Februar. Sexagesimä.  
Gottesdienst.

#### In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Professor D. Schian.  
Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.  
Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$  Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrer D. Schlosser.  
Abends 5 Uhr: Pfarrer Schwabe.  
Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Matthäusgemeinde.

Dienstag, den 17. Februar, nachmittags 4 Uhr im Matthäusaal Frauenmissionsverein.

Mittwoch, den 18. Februar, abends 8 Uhr, Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Markusgemeinde.

Donnerstag, den 19. Februar, abends 8 Uhr, im Matthäusaal: Bibelstunde (Die Geseßgebung auf dem Sinai). Pfarrer D. Schlosser.

#### In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.  
Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer.  
Abends 5 Uhr: Pfarrer Ausfeld.  
Beichte und heil. Abendmahl für Lukas- und Johannesgemeinde gemeinsam. Anmeldungen vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.  
Abends 1 $\frac{1}{2}$  Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Lukas- und Johannesgemeinde.

Mittwoch, den 18. Februar, abends 8 Uhr: Bibelstunde im Lukasaal (1. Brief Petri). Pfarrer Bechtolsheimer.

Freitag, den 20. Februar, nachmittags 4 Uhr: Versammlung des Frauenmissionsvereins der Lukasgemeinde.

Nächstkünftigen Sonntag, den 22. Februar, wird in beiden Kirchen eine Kollekte erhoben zum Besten des Pfarrhausbaues in der armen evangelischen Gemeinde Bieber bei Offenbach a. M.

**Haut-  
röte** sowie alle Arten von Hautunreinigkeiten, Hautausschlägen, wie Blüthen, Mitesser, Finnen, Pickeln, Pusteln etc. verschw. durch tägl. Gebrauch d. echten  
Fleckenpferd-Feerschneefel-Seife von Bergmann & Co., Radebeul. Stück 50 Pfg. :: Ueberall zu haben.

# Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

## Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24-26  
**Hüte und Mützen**  
Reichhaltige Auswahl. Billige Preise  
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

## Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797  
Manufaktur-  
und Weißwaren  
Herren- u. Knabenkleider

*Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19*  
Besonders billiger  
**Schuh-Verkauf**  
15<sup>0</sup>/<sub>0</sub> bis 20<sup>0</sup>/<sub>0</sub>  
Reparaturen billigst

**Geschw. Holberg Nachf.**  
empfehlen  
Trauerhüte, Trauerschleier,  
moderne Gürtelbänder,  
Schleier und Uebergangshüte

## Frdr. Teipel

16 Markt 16  
empfehle für die Schneiderei  
Spitzenstoffe :: Besatz  
Stückereien :: Spitzen  
Einsätze :: Borden  
Sutter :: Knöpfe etc.  
sowie alle einschlägigen Artikel  
in großer Auswahl.  
Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

## FRITZ NOWACK

Spezial-Haus für  
**Braut-Ausstattungen**  
Eigenes Atelier zur Anfertigung von Wäsche-Ausstattungen  
Bei Ausstattungen Vorzugs-Preise!  
**WÄSCHE-FABRIK**

## Franz Bette

Mäusburg 10  
Fernsprech-Str. 666  
**Spezial-Geschäft**  
in  
Kurz-, Woll- u. Weißwaren  
Erstlings-Ausstattungen  
Auswahlsendungen bereitwillig

## Für die Konfirmation

empfehle alle Arten  
Kleiderstoffe, schwarz und farbig  
nebst passenden Besätzen zu reellen, billigen Preisen.

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

## CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-  
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT  
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

## Gesang- bücher

in reicher  
Auswahl

bei

**Ernst Balsler**  
Mäusburg 11.

## Sport.

Schneeschuhe — Stöcke  
Kodelschlitten  
= mit 10 Prozent Nachlaß. =  
**C. Zimmermann,**  
Schreinermeister, Neuen Bäume 15.

## Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.  
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —  
Nur bestbewährte Qualitäten  
**Fr. Linker, Ludwigstr. 16**  
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

## Kränze und Bufetts

: in allen Preislagen :  
bei schnellster Lieferung  
reichliche Auswahl

**Gärtnerei Wittmann**  
Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

## Musikalien Musikinstrumente

**Ernst Challier, Gießen**  
Rudolph's Nachf.  
Neuenweg 9 Telephon 671

## Hof-Möbel-Fabrik

**Th. Brück**  
Gießen, Ecke Schloßgasse-  
:: Kanzleiberg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-  
Fabriklager Oberhessens  
Gegründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet  
Vorhänge · Teppiche · Linoleum  
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen  
mit patentamtlich gesch. Matratzen  
D. G. M. Nr. 420 684/85  
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

## Kleider-Stoffe Blusen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reste

außergewöhnlich billig  
Etagengeschäft. Geringe Unkosten  
Semeinlichlicher Einkauf mit  
3 Geschäften zusammen

**Lina Bernard**  
Gießen, Bismarckstraße 6

## C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse  
**MÖBEL-LAGER**  
Lieferung ganzer Ausstattungen  
:: sowie Einzel-Möbel ::  
Eigene Polster-Werkstätte

## Kränze und Bufetts

: in allen Preislagen :  
bei schnellster Lieferung  
reichliche Auswahl

**Gärtnerei Wittmann**  
Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

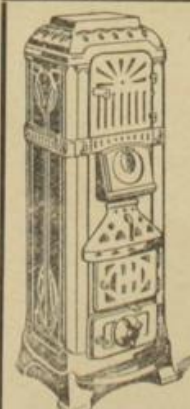
## C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16  
Uhren, Gold- u. Silberwaren  
Bestecke  
Reparaturen in eigener Werkstatt  
prompt und billig

## PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.  
Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-  
kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-  
lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.

**Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.**

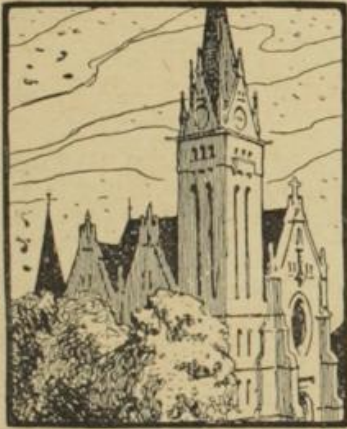


## Amerikanische, irische Regulier- u. Koch-Oefen

alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile  
Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,  
transportable Kesselöfen, Kohlen-  
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-  
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,  
sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel  
empfeicht

**Edgar Borrmann, Gießen**  
Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

# Sonntagsgruß



## Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 7.

Bießen, Sonntag Estomihi, 22. Februar 1914.

3. Jahrgang.

### Winter.

Psaln 74, 17. Sommer und Winter machest du.

„Die muntre Welle ist zu Eis erstarrt. So wurde manches Herz auch hart im Frost der Welt. Es scheint, als ob es schlief, doch heimlich rinnt und rieselt in der Tiefe.“ So sagt ein sinniges Wort, das einer Seele entsprungen ist, die in den Erscheinungen der Natur Gleichnisse auf das Menschenleben gesehen hat. Wir wissen, wer in dieser Kunst der unvergleichliche Meister gewesen ist, nämlich derjenige, der mit Pflanzen und Vögeln auf so vertrautem Fuße stand, daß sie ihm in ihrer Sprache die Geheimnisse des Himmelreiches offenbarten. Wenn er in unseren Breiten gelebt hätte, dann wäre ihm wohl auch die Sprache des Winteres, dieses frostigsten Elements, nicht verborgen geblieben, und es wäre wohl auch ein dem obigen ähnliches Wort in die Bibel gekommen. Und auch das dürfen wir glauben, daß die Worte seines Evangeliums mit demselben Feuer durch die nordischen Schneelandschaften gelaufen wären, wie über die heißen Steppen Palästinas. Das Leben läßt sich nicht umbringen, auch wenn des Frostes Starrheit metertief in das Erdreich eingedrungen sein sollte. Ganz heimlich rinnt und rieselt in der Tiefe. So gibt es Menschen, die scheinen an der Winterseite des Lebens geboren zu sein. Ihr Benehmen stellt sich als Kälte und Fühllosigkeit dar. Wenn sie von dem Unglück von Mitmenschen hören, dann gehen sie darüber mit anscheinender Gleichgültigkeit hinweg. Im Verkehr mit anderen ist der Argwohn ihr oberster Grundsatz; sie lassen sich nicht herbei, einem Freunde ihr Herz zu öffnen oder einer mitteilenden Rede zu lauschen. Kalt und unberührt von den menschlichen Geschicken gehen sie ihren Weg durchs Leben, so daß schließlich die Umwelt auf den Gedanken kommt, sie seien nicht wie andere, sie haben einen Stein in der Brust. Und doch treten auch bei solchen Menschen Augenblicke auf, wo es sich zeigt, daß es in der Tiefe doch rinnt und rieselt. Es muß nur die rechte Stelle berührt werden, an der ihr Herz empfindlich ist, und es offenbart sich plötzlich ein Leben, das niemand für möglich gehalten hätte. Der liebe Gott weiß, wo er auch solche Herzen zu packen hat.

Betrachtet man das Gebiet unseres religiösen Lebens, so scheint unsere sogenannte gebildete Welt in dem Zustand der Starrheit zu liegen. Sie scheint kein höheres zu kennen, als den Glaubensansprüchen Nichtachtung und Zurückweisung zu-

teil werden zu lassen. Der Glaube wird vielfach als eines gebildeten Mannes nicht würdig angesehen. Und doch wissen wir: es rinnt und rieselt auch da in der Tiefe. Eine falsche Scham hält die gebildete Welt nur zurück, die Lebensströme an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Wann wird das Eis brechen? Wann wird es Frühling werden? K. G.

### Ein paar neuere Inschriftenfunde.

Zahlreiche Inschriften auf Stein und Metall sind uns aus dem Altertum erhalten geblieben und dienen uns als wichtige Quellen für die Kenntnis der alten Geschichte und Kultur. Fast täglich fördern die Ausgrabungen neues Inschriftenmaterial zu Tage, das der Altertumsforscher mit gespanntester Erwartung zu entziffern sich bemüht, um daraus neue Aufschlüsse, neue Erkenntnisse oder doch wertvolle Ergänzungen und Bestätigungen für seine Wissenschaft zu gewinnen. Auch die neutestamentliche Wissenschaft hat der Epigraphik schon manchen wichtigen Beitrag zu verdanken. Von ein paar interessanten Inschriftenfunden der Art aus neuerer Zeit wollen die folgenden Zeilen dem Leser berichten.

Die berühmte, in allerjüngster Zeit wieder besonders viel besprochene Areopagrede (Apostelgesch. 17, 22 ff.) geht aus von der Gottesfurcht der Athener, die sich in ihren zahlreichen Heiligtümern zeige, und speziell von einem Altar, der die Inschrift trage „Einem unbekanntem Gott“ (so ist zu übersetzen, nicht „Dem unbekanntem Gott“). Schon die Kirchenväter, die diese Stelle erklärten, haben dazu bemerkt, Paulus habe hier „geändert“, er habe die Einzahl für die Mehrzahl eingesetzt, um daran besser die Verkündigung seines den Athenern bisher noch unbekanntem wahren Gottes anknüpfen zu können. Und in der Tat haben wir kein Zeugnis dafür, daß es solche Altäre mit der Aufschrift „Einem unbekanntem Gott“ im Altertum gegeben hat, wohl aber wird uns wiederholt von Altären „unbekannter Götter“ berichtet. Solche habe es z. B. im Phaleron, einem Hafen Athens, und in dem großen Heiligtum des Zeus in Olympia gegeben. Erhalten geblieben ist uns, soweit wir bis jetzt wissen, nur ein Marmoraltar mit dieser Weihung. Er wurde 1909 in Pergamon in Kleinasien gefunden in dem heiligen Bezirk der Göttinnen Demeter und Kore, deren Kult hier im zweiten Jahrhundert v. Chr. einen

neuen Aufschwung erlebt hatte, und in deren Mysterien fromme, nach Erlösung dürstende Seelen die Bürgschaft der Unsterblichkeit und Seligkeit zu finden hofften. Rings um die Hauptaltäre fanden sich hier zahlreiche kleinere Altäre, die den verschiedensten Göttern, darunter auch Personifikationen, wie z. B. der Eintracht, gewidmet sind; sogar der Zufall war hier vergöttlicht und hatte seinen Altar. Ein Altar ist „Allen Göttern und allen Göttinnen“, ein anderer „Dem Pantheon“, d. h. der Gesamtheit der Götter, geweiht. Der Altar, auf den es uns hier ankommt, ist von einem gewissen Kapitön, der das Amt eines Sackelträgers bei den nächtlichen Demeterfeiern bekleidete, errichtet; er ist leider stark beschädigt, auch die griechische Aufschrift ist nicht vollständig erhalten, doch kann man sie mit ziemlicher Sicherheit folgendermaßen ergänzen:

Unbekannten] Göttern  
Kapit[on],  
Sackelträge[r].

Aus dem Heiligtum des Apollon von Didyma ist uns direkt inschriftlich bezeugt, daß auch dort der Hauptaltar von einem ganzen Kranz von Altären für alle Götter umgeben war. Und ähnlich ist es offenbar in dieser Zeit an allen größeren griechischen Kultplätzen gewesen. Nicht dem Herrn des Tempels allein galt der Gottesdienst, sondern jede Gottheit sollte das Ihre erhalten. Bei der kolossalen Menge von Göttern war es unmöglich, jeden mit Namen zu kennen, geschweige jedem einen besonderen Altar zu weihen. In jedem Ereignis, in allem Erleben sah der Gläubige Aeußerungen der Gottheit, ohne im einzelnen Falle immer imstande zu sein, den Gott zu nennen, der sich ihm offenbarte. Um nun ja nichts zu versäumen, errichtete man so auch Altäre für unbekannte Götter.

In Korinth wohnte Paulus (nach Apostelgesch. 18) eine Zeitlang mit Aquila und Priszilla, einer jüdischen Zeltmacherfamilie, zusammen, die infolge des Judenedikts des Kaisers Claudius kurz zuvor hatte Rom verlassen müssen und nun hier in der Hauptstadt der Provinz Achaia ihrem Verdienst nachging. Wir haben eine Nachricht, die die Vertreibung der Juden aus Rom in das 9. Regierungsjahr des Claudius, also ins Jahr 49, setzt, aber die Richtigkeit dieses, für die Missionstätigkeit des Paulus sehr wichtigen Zeugnisses ist gelegentlich angezweifelt worden. Nun wird weiter berichtet, daß Paulus 1½ Jahre mit großem Erfolg in Korinth wirkte. „Als aber Gallio Prokonsul von Achaia war, erhoben sich die Juden einmütig gegen Paulus und schleppten ihn vor den Richterstuhl.“ Gallio lehnte jedoch einen Richterspruch in dieser religiösen Angelegenheit ab. Leider konnte man bisher das Prokonsulatsjahr des Gallio nicht genau bestimmen, jetzt gestattet eine in Delphi gefundene griechische Inschrift, zu größerer Sicherheit zu gelangen. Es sind die Fragmente der Aufzeichnung eines Briefes des Kaisers Claudius an die Delphier, in dem er sich auf ein Schreiben des L. Junius Gallio, seines Freundes und Statthalters von Achaia, beruft. Dieser Kaiserbrief ist mit Sicherheit in die erste Hälfte, wahrscheinlich ins Frühjahr des J. 52, zu datieren. Daraus ergibt sich, daß als Prokonsulatsjahr des Gallio 51/52 anzusehen ist. Wenn man aus dem Wortlaut der Apostelgeschichte herauslesen darf, daß die Juden bald nach dem Amtsantritt des neuen Prokonsuls ihre Klage gegen Paulus vorgebracht haben, so gestattet uns die Inschrift jetzt den Aufenthalt des Paulus in Korinth in die Jahre 50 und 51 zu datieren.

Die Missionstätigkeit des Paulus knüpft in der Regel an die Synagogen der großen jüdischen Diaspora an. Auch in Korinth hatte er zuerst in der Synagoge gepredigt. Zufällig ist dort gerade ein Stück von einer Türinschrift einer jüdischen Synagoge gefunden: „[Syn]agoge der Hebr[äer].“ Auch nach Rom wird das Evangelium von Jesus durch die jüdische Diaspora gelangt sein. Wir hatten schon zahlreiche Inschriften, die uns manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der römischen Judenschaft lieferten. Sie wurden wesentlich bereichert durch die Ausgrabung einer jüdischen Katakombe am Monteverde, „des ältesten, bisher bekannt gewordenen jüdischen Friedhofs des Abendlands“. Die Aufdeckung und die Veröffentlichung wird Nikolaus Müller verdankt. Es ist eine Familiengrabstätte, die ein L. Mäcius, Vorsteher einer jüdischen Gemeinde, in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. für seine vier Kinder und seine Gattin errichtet hat. Diese Grabinschrift ist in lateinischer Sprache abgefaßt, während der größere Teil der älteren jüdischen Inschriften griechisch ist. Auch Paulus konnte sich unbedenklich in seinem Brief an die Römer der griechischen Sprache bedienen.

Die Inschriften bezeugen uns mit Sicherheit mindestens neun jüdische Gemeinden, Synagogen, für Rom. Eine heißt einfache Synagoge der Hebräer wie die in Korinth, eine andere Synagoge zum Ölbaum; andere sind nach Wertlichkeiten benannt: nach der Subura und dem Marsfeld, eine wohl auch nach einem Kalkofen, in dessen Nachbarschaft sie sich befand. Wieder andere Synagogen nennen sich nach Persönlichkeiten: Augustus, Agrippa, Volumnius, d. h. nach den Herren, zu deren unfreiem Gesinde die Gemeinden gehörten, und die ihnen erlaubt hatten, besondere Kultgenossenschaften zu bilden. Durch Müllers Veröffentlichung lernen wir nun noch eine Synagoge der Vernacli oder Vernaclesii kennen. Die Deutung des Namens macht Schwierigkeiten. Das Richtige hat wohl Bormann gefunden, der darin eine aus kaiserlichen Hausklaven (vernae) bestehende Gemeinde sieht, so wie auch die Augustesii nichts anderes als die Synagoge im Gesinde des Augustus sind. Auch die Frau des Begründers jener jüdischen Katakombe Julia Alexandria ist, nach ihrem Namen zu schließen, offenbar eine Freigelassene des Kaiserhauses gewesen.

Das stimmt vorzüglich dazu, daß der Apostel Paulus während seiner römischen Gefangenschaft gerade unter den Freigelassenen und Sklaven des Kaisers besonders treue Anhänger gefunden hatte. Das Bestehen einer jüdischen Synagoge unter dem kaiserlichen Gesinde wird ihm den Zutritt zu diesen Kreisen erleichtert haben. So fällt von diesen unscheinbaren Inschriften ein Licht auf Philipp. 4, 22: „Alle Heiligen lassen euch grüßen, besonders die vom kaiserlichen Hofe.“ h. h.

## Griechische Erinnerungen.

Dritte Folge.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Bei Katastrophen, bei Dürre und ähnlichem macht man Litaneien, d. h. Bittgänge, mit den Heiligenbildern. Vor einigen Jahren war Thessalien heimgesucht von einer fürchterlichen Mäuseplage. Ehe Professor Löffler aus Greifswald den Mäusen eine ansteckende Krankheit einzupflanzen lehrte, versuchte das Volk in seiner Art des Uebels Herr zu werden. Die Bewohner von Larissa, einer der Hauptstädte der Provinz, nahmen das Bild der Panajia Xyniá und führten es auf den Feldern unter Abhaltung ihrer Litaneien umher. Herzerschüt-

ternde Gebete wurden gesprochen, Weihen vollzogen, die Bewohner küßten das wundertätige Bild und führten es dann wieder in die Stadt. Mit Geschenken und Gelübden sucht man die Gunst der Götter, ich wollte sagen, der Heiligen. Ein Grieche möge das schildern, doch kürze ich seine Schilderung: „Ich besuchte die alte Bergfeste Ithome, die Feste der tapfern Messenier, wo im Altertum der Zeus Ithomatas verehrt wurde, und war erstaunt, dort nicht ein Heiligtum des Elias zu finden, sondern ein Bild der Panajiá. Dieses wundertätige Bild wird jährlich von den Gläubigen mit Gaben beschenkt, die nicht zu dem zarten Geschlecht der Gottesmutter passen. Vor ihrem Bilde sah ich in Häufen Pyramiden von Waffen, Jagdgewehren, Pistolen und außerdem goldgestickten Gewändern. Ein Freund sagte mir auf meine Frage, das seien Weihgeschenke, die ihrer Gnade gelobt worden seien. Außerdem zeigte er mir eine ganze Herde von Pferden und Rindern, die ebenfalls gelobt worden waren. Ich fragte mich, wieviel Sorge und Mühe an diesen Gaben hingen, die hier in übertriebenem religiösen Eifer in die Hände der Mönche gegeben wurden, die allein davon Gewinn hatten! Aber Geduld, es kam noch schlimmer! Ich zweifle, ob die, welche Glasstückchen verschlucken und mit nackten Füßen auf glühenden Eisenstangen gehen, ihrem Gott zuliebe jemals ein solches Opfer ersannen: Ich sah auf dem Gipfel von Ithoma, sah und schauderte, sah inmitten der erschreckten Wallfahrer ein Weib auf allen Vieren herankriechen, buchstäblich wie ein Tier. Sie ging auf Händen und Knien. Um ihre Knie sahst du keine Gewandung mehr, sondern nur blutige Sezen, von den Steinen zerrissenes Fleisch, schwarze, blutige, zerfetzte Hände, und einen Körper, formlos und erschöpft, in der letzten Anstrengung, die Kirche zu erreichen. Außer mir fragte ich nach und erfuhr, als etwas Einfaches, Selbstverständliches, toche támma, sie hatte das gelobt! Ein abschreckend häßliches, auf eine Marmorplatte geähtes Bild des Propheten Elias war während des Gottesdienstes außerhalb der Kirche aufgestellt. Und ich sah, wie vor den Augen der Priester viele der frommen Pilger herzutraten und mit Messern die Marmorplatte an der Seite abschabten und mit religiöser Ehrfurcht das vom Steine Abgeschabte sammeln und mitnehmen.“ Dies entsetzliche Nachtbild sei das letzte, was ich aus dem religiösen Volksleben der Griechen vorführe. Ich werde nun freundlichere Bilder entrollen, die das Schöne, Erhebende und Erfreuende im kirchlich geordneten Leben der Griechen zeigen.

Ich wiederhole noch einmal: Das Leben des griechischen Volkes, das private und öffentliche, hat von der Kirche sein Gepräge erhalten. Nationalität und Religion stehen in innigster Verbindung wie bei den Juden. Jede kirchliche Festfeier ist daher auch eine Volksfeier und zwar in viel höherem Maße als das in der evangelischen Christenheit der Fall ist. Dieser Zusammenklang hat immer einen großen Eindruck auf mich gemacht, und es liegt offenbar auch ein großer Segen darin. So ein Dahinleben ganzer Schichten des Volkes ohne Teilnahme an der kirchlichen Gemeinschaft, wie wir es bei uns finden und beklagen, kennt man in Griechenland nicht. An den kirchlichen Feiertagen feiert eben alles. Unter der Gestalt symbolischer Festfeier kommt da etwas Höheres in jedes Haus. Und aus jedem Hause zieht man in die Kirche. Man darf sich darüber von Herzen freuen und braucht darum sich nicht die Mängel und Schattenseiten zu verhehlen. Diese ganze kirchliche Ordnung des Lebens ist etwas Außerliches, und an Innerlichkeit gebriert es entschieden dem religiösen Leben des griechischen Volkes. Aber die Ordnung ist wie ein gutes Dach, unter dem kostbare Güter geborgen werden können; sie ist

wie ein festes Gefäß, das einmal mit besserem Inhalt gefüllt werden kann. Von der täglichen Ordnung des persönlichen und häuslichen religiösen Lebens habe ich bereits gesprochen. Ich möchte nun noch einiges hinzufügen betreffs der Feste und deren Feier in der Kirche, im Hause und auf den Straßen, oder sonst in der Öffentlichkeit.

Das Weihnachtsfest, ein Fest, welches bekanntlich späterer Einführung ist als das alte Epiphaniensfest, ist nicht sonderlich ausgezeichnet. Der Christbaum, wo er angezündet wird, ist eingeführtes Fremdgut, und erweckt bei den Griechen nicht die Empfindungen, wie bei uns. Ich hörte einmal von einer reichen Familie, die sich einen ganz aufgepußten Christbaum im Werte von über 1000 Franken von Paris kommen ließ, um ihn dann in einer Gesellschaft von Freunden plündern zu lassen! Wie bei anderen Völkern wird auch der Neujahrstag mehr gefeiert. Derselbe ist zugleich der Tag des hl. Basilios. Am Vorabend wird eine Torte bereitet, die wasilópita, in deren Teig ein Geldstück gegeben wird. Am Neujahrsmittag vollführen die Griechen in den Straßen Athens einen heillosen Lärm mit allerlei knarrenden oder gellenden Instrumenten. Man meint in einem Tollhaus zu sein. Abends ist es aber ruhig. Neujahrstag wünscht sich alles wie bei uns Glück: séti pollá ka tu chrónu, auf viele Jahre und auf nächstes Jahr! Im Familienkreise wird die Basiliosorte auf den Tisch in die Mitte der versammelten Familie gestellt. Man rollt sie dreimal aufrecht und je wie sie fällt, ist es ein gutes oder schlechtes Zeichen. Dann macht man dreimal das Zeichen des Kreuzes über den Kuchen und schneidet ihn mit Vorsicht an, wer in seinem Stück die Münze findet, ist ein Glückskind, tichirós. Nachher ist man noch einige Süßigkeiten, um in süßem Frieden das neue Jahr zu durchleben. Jedes ungehörige Wort, Zorn und Schlag sind verboten, denn wo sie stattfinden, würde sich das das ganze Jahr hindurch fortsetzen.

Gleich nach dem Jahresanfang, am 6. Januar, wird Epiphania gefeiert, wie ich sagte, ein sehr altes Fest, das schon im dritten Jahrhundert gefeiert wurde und zwar ursprünglich zugleich als Geburtsfest Christi und Fest seiner Taufe, bei welcher offenbart wurde, daß der Menschensohn der Gottessohn sei, daher der Name epiphania oder theophánia. Neben Ostern und Pfingsten hat die alte Kirche diesen Tag als passend für die Taufe der Katechumenen gehalten, die ja auch die photizómeni, die Erleuchteten, hießen. Daher bekam das Fest seinen dritten Namen ta phóta, welcher das einzig in Griechenland volkstümliche ist. Der Taufe ging in der Kirche eine Weihe des Wassers vorher, die um so bedeutungsvoller gerade an diesem Tage war, da sie mit der kirchlichen Feier der Taufe Jesu im Jordan zusammentraf. Schon im 4. Jahrhundert finden sich Spuren der Feier, wie sie noch heute, nach 1500 Jahren, in Griechenland üblich ist, wenn nämlich Chrysostomus ermahnt, daß alle bei dieser Feier zum Gedächtnis der Taufe Christi, durch welche die Natur der Gewässer geheiligt worden ist, von dem Wasser, in dem sie sich gebadet oder gewaschen haben, um Mitternacht Krüge voll nach Hause nehmen. Dies Wasser hält sich 2—3 Jahre.

Nach der Feier in der Kirche begibt sich das Volk unter Vorantritt der Priester und Diakonen mit dem Evangelium, dem Kreuz, den Rauchfässern, Heiligenbildern, Fahnen, Laternen und Lichtern nach dem Wasser eines Flusses oder einer Quelle. In Athen vollzieht man die Wasserweihe an dem städtischen Wasserwerk, dessen Wasser ja köstliches Quellwasser ist, das durch die alte hadrianische Wasserleitung von den umgebenden Bergen hergeleitet wird. Bei Sonnenschein ist das ein hübsches, farbenprächtiges Bild. Unter den Klängen der

Militärmusik bewegt sich der Zug an das Wasser unter dem Gesang der Priester: „Heute wird die Natur der Gewässer geweiht; der Jordan spaltet sich und hält die eigenen Fluten zurück, anschauend den Herrn, wie er getauft wurde. Dich sahen die Gewässer und erschrakten; der Vorläufer erbehte und sprach: Wie wird dich der Leuchter erleuchten, das Licht, wie wird doch der Knecht seine Hand dem Herrn auslegen! Heilige mich und die Gewässer, o Erlöser, der du trägst die Sünden der Welt!“ Unterwegs hält der Zug mehreremale an, es werden Stellen aus den Propheten, wie z. B. „Schöpfet mit Freuden das Wasser aus dem Heilsbrunnen“, verlesen. Das Evangelium wird an Ort und Stelle verlesen. Ueber dem Wasser wird gebetet, daß es geheiligt werde durch die Kraft des heiligen Geistes, daß Gott, der Herr, über dasselbe den Segen des Jordan sende, daß das Wasser zur Vergebung der Sünden, zur Genesung der Seele und des Leibes diene. Es wird gebetet für die, welche es schöpfen und zur Weihung der Häuser mitnehmen. Dann segnet der Priester, oder wo ein solcher vorhanden ist, der Erzbischof oder Bischof das Wasser mit der Hand und nach einem weiteren Gebet segnet er es mit dem Kreuze, das er senkrecht eintaucht, dreimal. Sodann nimmt er von dem Wasser auf eine Schüssel und besprenkt damit die Geistlichen, die anwesenden Beamten und das Volk, worauf man in die Kirche zurückkehrt.

Die Kirche spricht es selbst aus, daß denen, die das Wasser im Glauben schöpfen, unsichtbarerweise die Gnadengabe des heiligen Geistes von Christus gegeben werde und hat dadurch zu allerlei frommem Aberglauben Anlaß gegeben. Wie vor 1500 Jahren trägt man das geweihte Wasser in Krügen nach Haus und bewahrt es für besondere Zwecke, z. B. für Kranke. Besonders erhehend ist die Feier in den Hafenorten, wie z. B. im Piräus. Alle Schiffe haben an dem Fest der Phota ihren Flaggenschmuck angelegt, und es ist ein großer Moment, wenn der Bischof die Weihe unter Eintauchung des Kreuzes vollzieht. Sofort bricht das Volk in Jubelgeschrei aus, die Schiffe geben den Salut und die Musik fällt ein. Die Schiffer tauchen die Hand in das Meer und nehen sich die Stirn mit Wasser. Das Volk drängt sich zum Wasser, um mit dem Geweihten die Krüge zu füllen. Dem gewöhnlichen Seemann ist der Tag besonders wert, denn er öffnet ihm gewissermaßen das Meer. Vor der Wasserweihe verläßt kein griechischer Kapitän den Hafen. In der Zeit vom Adventsfasten bis zum 6. Januar haben die Kallikantzares ihr Wesen, besonders aber in der Zeit der 12 Tage, der dodekámara, von Weihnachten bis Epiphänias. Es sind Kobolde, die allerlei Unfug treiben, in den 12 Nächten den Kindern gefährlich sind. Der Volksaberglaube läßt sie geworden sein aus Kindern, die am 25. Dezember das Licht der Welt erblickt habe. Man deckt vor ihnen das Wasser zu. Da sie sich vor Feuer fürchten, läßt man einen Feuerbrand auf dem Herd, macht ein Kreuz an die Haustür und legt einen Besen davor. Sie verschwinden am 6. Januar vor dem Priester, der die Weihe vollzieht. An diesem Tage haben die Priester viel zu tun in Palaß und Hütte. Sie gehen von Haus zu Haus, gewöhnlich von einem Jungen begleitet, der das Rauchfaß trägt und einen Beutel, um das Geld aufzunehmen. Er durchschreitet, mit dem geschwungenen Weihrauchgefäß weihend und die bösen Geister bannend, die Zimmer, worauf die Leute ihm ehrfurchtsvoll die Hand küssen. Die Kallikantzares aber singen:

Fliehet, fliehet, laßt uns fliehen,  
Denn es kommt der tolle Priester  
Mit seinem Weihwedel

Und seinem Rauchfaß  
Und will uns besprennen  
Und will uns beschmuhen.

Sie singen es und verschwinden, zuletzt der Kutfodämonas, der hinkende Teufel, ein ziegenbockartiger Unhold, der an Pan erinnert. Alle diese, am Epiphäniasfest verschwindenden Dämonen gehen unter die Erde und sägen an der ungeheuren Säule, welche die Erde stützt. Oben aber ist die Luft rein, das Meer ist offen und das genügt für die Gegenwart.

Die Zeit zwischen Neujahr und den Fasten ist im Leben der Griechen sehr bewegt. In Athen ist es die Zeit, wo die meisten geselligen Vergnügen stattfinden. Die langen, vorösterlichen Fasten machen dem allen ein Ende, darum wird der Becher der Lebensfreude so oft wie möglich an die Lippen geführt. In der ganzen Fastenzeit ist das Heiraten durch Kirchengesetz und Sitte verboten, es eilt daher, wer nicht allein fasten mag, mit dem Freien, und viele Hochzeiten werden gefeiert. Zum letztenmal gibt man sich den Genüssen hin am Tage vor den Fasten, die ja 7 Wochen vor Ostern beginnen und vom Volke streng gehalten werden. Da wird gegessen und getrunken, so viel man kann, vor allem das letzte Fleisch gegessen vor dem hernach mit Sehnsucht erwarteten Osterfest und Osterlamm. Die Familie vergnügt sich mit Spiel, Gesang und Tanz bis Mitternacht. Der erste Montag in den Fasten, der „reine Montag“, Kathéri dewtéra, ist dann ein rechtes Volksfest, man möchte sagen ein Versuch, mit fröhlichem Gebaren das Fasten zu verbergen. Da ist das ganze Volk auf den Beinen. Um die Zeit, Ende Februar, hat die Sonne schon Macht, die Mandelbäume stehen in herrlichstem Blütenschmuck, ein lachender Himmel blickt herab auf das lachende Bild des Volkes, das seine „Kúluma“ feiert, so heißt der Tag, wie man annimmt, weil das Volk auf die Hügel zieht. Denn das tut das Volk an dem Tage. Reich und Arm in festlicher Gewandung geht auf die Berge. Im alten Stadium, an den Ufern des Nissus, bewegen sich Hunderte und Tausende von Menschen. Auf der kleinen Hochebene, die hinter demselben liegt, wird der Reigen getanzt. Auch die Akropolis ist an dem Tage belebt von fröhlichen Menschen. Vor dem Theseustempel ziehen einzeln Gruppen von Ringern, andere vergnügen sich am Diskuswerfen. Wohin man sieht, lagern sich Familien und verzehren die Erstlinge der Fasten, Brot und Zwiebeln und Orangen. Es ist wirklich, wie man es wohl genannt hat, ein Panathenaiensfest, ein Fest für alle Athener. Man gönnt den Leuten ihre Freude, die übrigens, nebenbei bemerkt, durch keine Roheit gestört wird, vor der langen schweren Fastenzeit. Ueber das Fasten habe ich mich schon geäußert. Es ist eine Zeit, die tief einschneidet in das ganze Leben und gewiß von nicht zu verachtender, gesundheitlicher und volkserzieherlicher Bedeutung ist. Ich eile über sie mit ihrem Knoblauchhauch und den immer schmäler und bleicher werdenden oder fieberhaft geröteten Gesichtern hinweg zu der stillen Woche und dem fröhlichen Osterfest.

- (Fortsetzung folgt.)

### Der Engel der Gefangenen.

Im Jahre 1813 hat die Engländerin Elisabeth Frey zum erstenmal ihren Fuß in ein Gefängnis gesetzt, um die Zustände der Gefangenen selbst kennen zu lernen; es war das große Gefängnis zu Newgate in London. Mit diesem dankeswürdigen Besuch beginnt eine neue Epoche der Inneren Mission. Nachdem Elisabeth Frey den Zustand schaudererregender Verwilderung unter den 300 gefangenen

Weibern von Newgate gesehen, rastete sie nicht, bis eine gründliche Besserung erreicht war. Sie gründete einen aus zwölf Frauen bestehenden Verein zum Besuch der weiblichen Gefangenen und entfaltete selbst in dem Gefängnis eine überraschende Tätigkeit. Ihr Wort, ihr Gebet mit Schriftauslegung wirkte wunderbar auf die verwilderten Gemüter. Sie bringt Ordnung, Gehorsam, Arbeit und Zucht in jene Räume, die vorher nur von Flüchen und wildem Lärmen widerhallten, so daß bald die Aufmerksamkeit der Behörden und der Oeffentlichkeit sich ihrer erfolgreichen Arbeit zuwendete. Es entstand eine förmliche Bewegung im ganzen Lande zur Verbesserung des Loses der Gefangenen. Sie erweiterte ihre Tätigkeit über die Grenzen Londons hinaus. Wo sie erschien, öffneten sich ihr die Gefängnisse, bildeten sich Frauenvereine zum Besuch der Gefangenen, berichtete sie den Obrigkeiten und bahnte viele Verbesserungen an. Sie forderte u. a. Trennung der Männer und Frauen in besonderen Gefängnissen, für die weiblichen Gefangenen ausschließlich weibliche Aufsicht, zweckmäßige Beschäftigung aller Gefangenen, Unterricht in besonderen Gefängnisschulen, Fürsorge für die entlassenen Sträflinge, vor allem aber, daß den Gefangenen regelmäßig Gottes Wort ans Herz gelegt werde. In dieser Weise hat sie 24 Jahre lang — bis 1837 — überwiegend in England, Schottland und Irland gewirkt durch eine unermüdlige Reisetätigkeit. Auch auf dem Kontinent war sie 1837 bis 1843 zu fünf verschiedenen Malen. Wir treffen sie in den Palästen der Könige von Frankreich, Belgien, Holland, Preußen, Hannover, Dänemark, und aus den Königspalästen sehen wir sie wieder in die Kerker schreiten und vor engeren Kreisen zu den Werken der christlichen Barmherzigkeit mahnen. Bis zum 64. Lebensjahr war der geisterfüllten Frau diese rastlose Tätigkeit vergönnt. Und wie sie groß gewesen war im Wirken und Schaffen, so wurde sie es von nun an in andauernden, schweren, körperlichen und seelischen Leiden, von denen sie nach Jahresfrist am 12. Oktober 1845 erlöst wurde. Das war der „Engel der Gefangenen“, wie man sie mit Recht nannte, deren Lösung das so bekannt gewordene Wort war: „Die Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit.“

### Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

4.

Es war wieder Frühling geworden, und zu Frankfurt am Main hatte man Frieden geschlossen. Berg und Tal waren in meinem Heimatlande mit dem ersten frischen Grün geschnüßelt, und mit meinen Altersgenossen pflückte ich Mai-glöckchen an der bewaldeten Berglehne, die sich in das Tal nach Rockenhausen herniederneigt. Sonntags gingen wir in der Regel schon morgens um 4 Uhr zu Hause weg, damit uns keiner zuvorkäme und die lieblich duftenden Blumen, deren Standort wir vorher erspäht hatten, für sich erbeute. Wenn wir weggingen, war der Himmel noch fahl, graue Wolken zogen an ihm hin und her, und erst, wenn wir einige Zeit im Walde gewesen waren, zitterten die ersten Sonnenstrahlen durch die Stämme hindurch. Um 7 Uhr zogen wir, mit dicken Sträußen beladen, nach Hause.

Das ganze umliegende Bergland hallte von Böllerschüssen wieder, und im deutschen Vaterlande wurde die Friedensfeier begangen. In dieser Zeit zogen die deutschen Truppen aus Frankreich wieder zurück in die Heimat. Diesmal, auf dem Rückmarsche, sah die Nordwestpfalz weit weniger Sol-

daten als im Sommer zuvor; denn die meisten Truppen wurden mit der Eisenbahn zurückbefördert. Aber einmal hatten wir doch Einquartierung. Es war sächsische Artillerie. Die Leute trugen grüne Röcke und waren ausnehmend lustig. Man merkte, daß jetzt zur Heimat schlug der sanfte Friedensmarsch; denn alles ging mit weit mehr Ruhe als bei dem Vormarsch nach dem Feindesland. Als die Sachsen bei uns lagen, schien gerade der Vollmond. Abends waren die Gassen überfüllt. Singend zogen die Soldaten mit den Leuten aus dem Dorfe auf und ab, am nächsten Morgen marschierten sie nach Alzen und von da nach Mainz.

Ueber meinem Elternhause lag es, nachdem der älteste Bruder gefallen war, wie ein dunkler Schatten. Bearbeitet wurde nach wie vor, aber das fröhliche Leben war dahin. Merkwürdigerweise hatte sich meine Mutter rascher gefaßt als mein Vater, sie trug in stiller Ergebung ihr Leid. Aber der Vater ist in dem Winter 1870 auf 71 sehr gealtert. Vorher war sein Bart grau, jetzt wurde er rasch weiß. Obwohl er erst 53 Jahre alt war, sah er doch viel älter aus, Runzeln und Falten durchzogen sein Gesicht, auch magerte er sichtlich ab. Mit stillem Schmerze nahm ich mit meinem Bruder Friß wahr, daß seine Kraft bedeutend abgenommen hatte. Früher konnte er, wenn gedroschen wurde, ohne große Anstrengung einen Malter sack mit Korn von der Tenne nach dem Speicher tragen, jetzt mußte er das Säcketragen ganz aufgeben, und beim Dreschen wurde er sehr rasch müde. Es tat uns leid, wenn er dabei rasch in Schweiß geriet und blaß aussah, aber wir wollten ihm doch nicht sagen, daß er aufhören solle, damit er sich nicht bekümmere. Oft hielt er in der Feldarbeit inne und sah, auf seine Hacke oder seinen Spaten gestützt, ernst sinnend hinaus in das Land. Wir wußten, daß er in solchen Augenblicken an seinen ältesten Sohn dachte.

In dieser Zeit fing unser Elternhaus an, sich zu leeren. Es war nicht hinreichend Arbeit da für meine Geschwister, darum mußten Annmarie und Jakob ihr Brot außerhalb des Elternhauses suchen. Annmarie kam als Dienstmagd nach Erbes-Büdesheim in Rheinhessen, und Jakob wurde gleich nach seiner Konfirmation Schmiedelehrling bei meinem Petter Ronthaler in Gerbach. Friß, den der Vater nötig hatte, blieb zu Hause. In diesen Jahren arbeiteten die beiden, wenn die Feldarbeit es irgendwie zuließ, an dem Bau der Bahn, die von Mainz nach Kaiserslautern führt. Sie hatten sich in Kirchheimbolanden einlogiert und kamen während dieser Arbeit nur an den Sonntagen nach Hause.

Am 1. September 1871 wurde auf dem Schloßberge zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht bei Sedan ein Freudenfeuer abgebrannt. Ringsum von den Bergesgipfeln leuchteten die Feuer in die Nacht hinaus, wir Kinder trugen Lieder vor, und Lehrer Frey hielt eine Rede. Aber im dunklen Wohnzimmer saßen meine Eltern beieinander. Die Flamme vom Berge her warf ihren Schein in das Zimmer, da dachten beide an den Brand des Dorfes Bazeilles, das sie nie gesehen hatten und das doch seit einem Jahre mit ihrem Denken und Empfinden auf das innigste verwachsen war.

Von ihrem Leide empfand ich damals nicht viel. Der Tod des Bruders hatte mich zwar sehr erschüttert und betrübt, aber ein Kindesherz verwindet schnell auch den tiefsten Schmerz. Und wie in Schule und Dorf jeden Tag neue Eindrücke auf mich einstürzten, da geschah es schnell, daß ich den armen Bruder vergessen hatte. Ich wurde rasch der beste Schüler des Lehrers Winterstein. Dazu gehörte allerdings nicht viel; denn die Schulklassen waren nur klein, mein Jahrgang umfaßte nur 8 Kinder. Mehr als einmal kam es vor, daß Winterstein

den Aufsatz, den ich geschrieben hatte, den anderen als Muster vorlas. Alles mögliche schrieben wir damals in der Schule: Geschäftsbriefe, Rechnungen, Zeugnisse. Bald träumte ich davon, daß ich ein großer Kaufmann sei und bestellte bei einem Geschäfte in Mannheim oder in Mainz Zucker, Kaffee, Essig und Steinöl — so nannten wir das Petroleum — in großer Menge, unbekümmert darüber, ob ich auch Kredit habe oder nicht. Oder ich fühlte mich als Wagnermeister und stellte dem Johannes Wiltinaer in Ruppertsecken eine Rechnung aus über eine Scheuerleiter, die ich ihm angefertigt, und über einen Karren, den ich ihm ausgebeffert hatte. Oder in derselben Eiaenschaft bescheinigte ich dem Gottfried Keiper, daß er als Geselle drei Jahre lang bei mir gearbeitet und sich stets fleißig, treu und ehrlich verhalten habe.

Besondere Freude hatte ich an dem Geschichtsunterrichte. Zu gern hörte ich Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege. Auch freute ich mich, wenn Lehrer Winterstein von den alten Deutschen, von den Timbern und Teutonen und von Hermann, dem Cherusker, erzählte. Einen Atlas hatten die Kinder in den pfälzischen Dörfern damals noch nicht, und die Landkarten, die zusammenaerollt in der Ecke des Schulzimmers standen, waren mindestens schon 30 Jahre alt, aber ich folate auf ihnen doch gern dem Lauf der Flüsse und reiste im Geiste in weit entlegene Ferne.

In Wahrheit hatte ich von der Welt nicht viel gesehen. Ruppertsecken mit den benachbarten Bergen und Wäldern, das war meine Welt. Darum war es für mich ein Ereignis, als mich der Vater im Jahre 1872 mit nach Kirchheimbolanden nahm, wo er allerhand einzukaufen hatte. Ich sprang hoch vor Freude, als er mir einige Tage vorher sagte, daß ich mitgehen dürfe.

Moraens um 6 Uhr ainaen wir schon weg, der Nachbar Gerhäuser, der auch Geschäfte in der Stadt hatte, beleitete uns. Es war ein weiter Weg, wir hatten wohl drei Stunden zu gehen, aber ich hüpfte munter wie eine Wachtel, weil ich darauf gespannt war, was ich alles in Kirchheimbolanden würde zu sehen bekommen. Die beiden Männer waren auf dem ganzen Wege in ernstem Gespräche begriffen, und voller Interesse hörte ich ihnen zu. Namentlich erzählten sie davon, was alles in dem Walde, den wir durchschritten, schon 1780er Jahre — so sagte er — ein Fuhrmann mit seinem Gespanne im Sumpf versunken und umgekommen sei, erst viel später habe man diesen Sumpf trocken gelegt. — Seitwärts auf einer Bergeshöhe sahen wir den Untertierwafenhof liegen. Auf diesem Hofe, so berichtete der Vater, wohnte einst eine Familie, deren Glieder allesamt durch ihre große Körperkraft berühmt waren.\*) Einst war der Knecht auf einer Fahrt von Oberwiesen nach dem Hofe mit einem Karren, der mit Rüben beladen war, auf einem schlechten Feldwege stecken geblieben, und die Pferde konnten den Karren aus den morastiaen Geleisen nicht herausbringen. Da waren der Vater und seine Tochter herbeigekommen und hatten den Karren vorn und hinten anaefakt und mit der Kraft ihrer starken Arme herausgehoben. Ein andermal hatten österreichische oder kurhessische Werber den einen Sohn zu Kirchheimbolanden durch Geld und reichlich gespendeten Wein dazu bestimmt, daß er Handgeld angenommen und versprochen hatte, Soldat zu

werden. Der junge Mann hatte in der Stadt etwas besorgen sollen und war dabei den Werbern, die er nicht kannte, in die Hände gefallen. Aber die Nachricht von seinem Schicksale war nach dem Untertierwafenhof — oder, wie dort die Leute kurz sagen, nach dem Tierwafenhof — gelangt. Da ließ die Schwester den Melkeimer, den sie gerade am Brunnen scheuerte, fallen und eilte auf dem kürzesten Wege durch Dornen und Gestrüpp, durch tiefe Taleinschnitte und über Hügelkämme hinweg nach Kirchheimbolanden. Gerade wurde der Bruder, dem man die Hände mit Stricken gebunden hatte, auf einem Wagen weggeführt. Vor ihm und hinter ihm saßen je zwei Bewaffnete. Da war das mutige Mädchen auf den Wagen gesprungen, hatte dem einen Soldaten das Gewehr entrißen und mit dem Kolben auf die anderen eingehauen, daß ihnen Hören und Sehen vergangen war. Dann hatte sie die Stricke, mit denen der Bruder gefesselt war, zerschnitten und diesen mit sich fortgerissen. Bevor die Begleitmannschaft sich so weit erholt hatte, daß sie sich zur Wehr setzen konnte, waren die beiden in Sicherheit. — Eine Waldecke zeigte mir ferner auf diesem Wege Nachbar Gerhäuser, an der hat man im grimmiq kalten Winter 1785 auf 1786 drei Wölfe, die jedenfalls über den zugefrorenen Rhein aus den Vogesen herübergekommen waren, mit Knütteln totgeschlagen.

Unter solchen Gesprächen schwand mir rasch die Zeit dahin, und bald tauchten die ersten Häuser von Kirchheimbolanden vor uns auf. Aber ich war einigermaßen enttäuscht, als ich diese sah: denn sie waren nicht größer als die meines Heimatdorfes. Dann aber staunte ich doch, als wir das Innere der alten Stadt betraten. Zwar für die eigentümliche Bauart der alten Häuser und alten Türme hatte ich kein Interesse, umsomehr aber zogen mich die Läden mit ihren Schaufenstern um. Alles mögliche war da zu sehen. Da hing vor einem Schuhgeschäfte ein riesiger Stiefel, ein Kappenmacher hatte über der Ladentür eine Mütze aus Blech befestigt, und vor einem Kolonialwarengeschäfte hing ein Schild, auf dem ein großer Neger zu sehen war, der eine Zigarre rauchte. Die Bäcker hatten allerhand appetitliche Sachen ausgestellt, die weit anziehender waren als die Schwanengänschen, die der Vater uns früher aus Rockenhausen mitgebracht hatte. Alles, was man brauchte, war in den Schaufenstern zu sehen, und ein Laden reihte sich an den anderen. Mich dünkte, eine so große und schöne Stadt wie Kirchheimbolanden gäbe es kaum noch in der Welt, und was ich in der Geographiestunde von Berlin, London und Paris gehört hatte, das glaubte ich hier einigermaßen vor Augen zu haben.

Der Vater kaufte allerhand ein, eine neue Sense, ein Paar genagelter Schuhe und für die Mutter Samen verschiedener Art, den sie im Hausgarten austreuen wollte. Gerhäuser hatte Geschäfte bei dem Glasermeister Kilp; denn er wollte einen Kniestock auf sein Haus bauen und brauchte natürlich für die beiden Stuben, die es da gab, auch Fenster. Der Meister wohnte in der Holzgasse, seine Werkstatt war hinten im Hofe. Er war ein älterer Mann mit breit wallendem, grauem Barte und trug die Brille auf der Nasenspitze. Während Gerhäuser mit ihm sprach, sah ich mich in der Werkstatt um. Außer dem Meister hantierten hier zwei Gesellen. Der eine stand vor einem großen Tische und schnitt Glascheiben mit einem Diamanten durch, der andere war mit dem Einrahmen von Bildern beschäftigt. Ich sah mir die Bilder an, es waren zumeist Bilder von Kaiser Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Bismarck und Moltke. Auch befand sich das Bild eines mir fremden Mannes darunter, aber der Name war beigefügt, er lautete: Hecker. Dieses Bild mag wohl

\*) Diese Mitteilung ist historisch, ich habe sie aus dem Munde alter Leute. Noch heute erzählt man in der dortigen Gegend von den starken Leuten auf dem Tierwafenhof. Die Familie ist jetzt ausgestorben.  
Der Verfasser.

einem der Kirchheimbolander Demokraten gehört haben, die 1849 den Einmarsch der Preußen in die Pfalz hindern wollten, dann aber zum größten Teile abgezogen waren, bevor es im Schloßgarten zu einem kurzen, blutigen Gefechte kam. Auch Konfirmandenscheine lagen zum Einrahmen da, sowie Hausseggen. Die Inschrift des einen dieser Hausseggen ist mir noch in der Erinnerung, sie lautete: Bewahre dein Herz, wie ein Engel, rein, wirst hier und dort du glücklich sein. Festes, schweres Holz lag und stand umher, neben der Hobelbank lagen Spähne, ein Leimtopf stand auf dem kleinen Plattofen.

Es dünkte mich, daß es in einer Glaserwerkstatt sehr schön sei, und blickschnell erwachte in mir, obwohl ich mir seit her über die Berufswahl noch nie Gedanken gemacht hatte, der Gedanke: Ich will ein Glaser werden. Der Meister schien mir ein gar freundlicher Mann zu sein; denn, als er sah, wie meine Augen an dem Gesellen hafteten, der mit Einrahmen beschäftigt war, sagte er: „Warte, ich will dir etwas zum Spielen mitgeben.“ Und er packte eine Anzahl der dreieckigen Klötzchen, die von den Leisten abgeschnitten werden, damit man die Rahmen zusammenfügen kann, in ein Papier und gab sie mir.

Die beiden Männer kauften in der Stadt Brot und Wurst, und bald darauf saßen wir in einer kleinen Weinwirtschaft der Hundsgasse bei unserem bescheidenen Mittagessen, das mir vortrefflich mundete. Da sagte ich mir ein Herz und sagte zu dem Vater: „Vater, ich möchte am liebsten Glaser werden.“

Der Vater tat gar nicht erstaunt, ruhig sagte er, indem er sich mit seinem Taschenmesser ein Stück Brot abschnitt: „Ich habe nichts dagegen, wenn wir eine gute Lehrstelle für dich finden. Ein Geschäft mußt du doch lernen, zu Hause kannst du nicht bleiben. Dein Bruder Jakob wird Schmied, da kannst du Glaser werden.“

Ich war übergücklich über diesen Bescheid und stand dann am Fenster, um mir die Leute zu betrachten, die auf der Straße vorübergingen. Nachmittags gingen wir dann noch zusammen an Weinbergen und Aekern vorüber den steilen Weg hinauf nach dem Schillerhain, und dann wurde der Rückweg angetreten. Ich war auf dem Heimwege wohl etwas müde, und die Füße taten mir wehe, aber der Gedanke, nun zu wissen, was ich werden solle, half mir über alle Unbequemlichkeiten hinweg. (Fortsetzung folgt.)

### Kleine Mitteilungen.

Mittwoch, den 25. Februar, nehmen zu Gießen wiederum die in früheren Jahren sehr stark besuchten Passionsgottesdienste ihren Anfang. Der erste wird an dem genannten Tage, abends 6 Uhr, in der Johanneskirche gehalten werden.

Die Pfarrstelle zu Pohl-Göns ist zurzeit nicht besetzt. Amtshandlungen und Konfirmandenunterricht werden von Pfarrer Hellwig in Kirch-Göns versehen, die Sonntagsgottesdienste werden von den Geistlichen des Dekanates Gießen abwechselnd gehalten.

Oft kommt es vor, daß in Gießen gewünscht wird, daß bei Trauungen Sologesang von Damen — meist handelt es sich um Freundinnen der Braut — stattfinde. Die Genehmigung hierzu kann der Gemeindepfarrer nicht erteilen, da der Gesamtkirchenvorstand schon vor vielen Jahren den Beschluß gefaßt hat, Sologesang nicht zuzulassen. Diesen Beschluß haben triftige Gründe, über die wir uns hier nicht auslassen können, herbeigeführt.

### Worte zum Nachdenken.

Unser Elend und Gottes Erbarmen sind die zwei Flügel, auf denen sich unser Gebet gen Himmel schwingt.

Nütze deiner Gegenwart und hoffe getrost in deine Zukunft hinein. Nicht als einer, der Luftschlösser baut und an Enttäuschungen ermattet, sondern als einer, der eine Hütte hat, von Gott erbaut, die diese Welt überdauern wird.

Wir sollen unser Leiden tragen in dem Sinn und nach dem Vorbild Jesu, in der Kraft stiller Ergebung, im Zusammenschluß unseres Willens mit dem Willen des Vaters im Himmel, in dem gewissen Glauben, daß Gott auch in Leiden uns nahe ist und daß er uns nicht leiden ließe, wenn es uns nicht zum Heile diene. G. Benz.

Je größer mir Gott wird, desto kleiner komme ich mir selber vor und desto kleiner erscheint mir auch die Welt. Bitte den Herrn, daß dir die Augen geöffnet werden, daß dir klein werde das Kleine und das Große groß erscheine und du nicht über dem Kleinen das Große versäumest. Jg.

Nicht darauf kommt es an, wie und wie viel ich getan und vollbracht habe, sondern die Frage wird an mich ergehen: Wie hast du die mancherlei kleinen Aufgaben der Barmherzigkeit erfüllt, die täglich vor deiner Tür standen? Drummond.

### Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 22. Februar. Estomihi.

Kollekte für die arme ev. Gemeinde zu Bieber bei Offenbach. Gottesdienst.

#### In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Pfarrer Schwabe.  
Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.  
Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe.  
Abends 5 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Montag, den 23. Februar, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Matthäusgemeinde.

#### In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Pfarrer Ausfeld.  
Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld.  
Abends 5 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.  
Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukasegemeinde.  
Abends 7 Uhr: Teeabend des kirchlichen Blaukreuzvereins, Diezstraße 15 I.

Mittwoch, den 25. Februar, abends 6 Uhr: 1. Passionsandacht. Pfarrer Bechtolsheimer.

Freitag, den 27. Februar, abends  $\frac{1}{2}$  6 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Johannesgemeinde.

**Eine Dame**

welch. eine zarte, weiße Haut u. blend. schön Teinterlang u. erhalten will, wäscht sich nur mit **Stedenpferd-Seife** die beste Lillienmilchseife von Bergmann & Co., Rad. beul. Stck. 50 Pl. Ueberall erhältlich.

# Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

**Rudolf Richter**

Gießen, Marktstraße 24—26  
**Hüte und Mützen**  
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise  
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

**Carl Loos**

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797  
 Manufaktur-  
 und Weißwaren  
 Herren- u. Knabenkleider

*Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19*  
 Besonders billiger  
**Schuh-Verkauf**  
 15<sup>0</sup>/<sub>0</sub> bis 20<sup>0</sup>/<sub>0</sub>  
 Reparaturen billigst

**Geschw. Holberg Nachf.**  
 empfehlen  
 Trauerhüte, Trauerschleier,  
 moderne Gürtelbänder,  
 Schleier und Uebergangshüte

**Frdr. Teipel**

16 Markt 16  
 Vorteilhafteste Bezugsquelle  
 für  
**Strumpfwaren und  
 Unterzeuge, Wäsche  
 Kinder-Ausstattungen**  
 en gros Korsetts en detail  
 Filiale: Frankfurter Straße.

**Für die Konfirmation**

empfehle alle Arten  
**Kleiderstoffe, schwarz und farbig**  
 nebst passenden Besätzen zu reellen, billigen Preisen.

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

**FRITZ NOWACK**

Gelegenheits-Angebote  
 in  
**echten Perser Vorlagen (Verbindungsstücke)**

nur ausgesuchte herrliche Muster in hervorragenden Qualitäten

**M. 18.— bis M. 100.—**

weit unter Preis.

∴ Besichtigung ohne Kaufzwang gern gestattet. ∴

**Franz Bette**

Mäusburg 10  
 Fernsprech-Nr. 666

**Spezial-Geschäft**  
 in  
 Kurz-, Woll- u. Weißwaren  
**Erstlings-Ausstattungen**  
 Auswahlsendungen bereitwilligst

**Kleider-Stoffe  
 Blusen-Stoffe  
 Aussteuer-Artikel  
 Reste**

außergewöhnlich billig

Etagengehöll. Geringe Unkosten  
 Gemeinlichlicher Einkauf mit  
 3 Geschäften zusammen

**Lina Bernard**  
 Gießen, Bismarckstraße 6

**Phoenix-Nähmaschine.**

Auch andere Systeme stets auf Lager.  
 Preisliste Mk. 60.— bis Mk. 180.—  
 Nur bestbewährte Qualitäten  
**Fr. Linker, Ludwigstr. 16**  
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

**Bud's Musikhaus**

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz  
**Musik-Instrumente**  
 :: und Musikalien ::

**Gesang-  
 bücher**

in reicher  
 Auswahl

bei

**Ernst Balser**  
 Mäusburg 11.

**Heinrich Noll**

Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292  
**Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen**  
 Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher, Moderne  
 Kunstarbeiten, Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

**Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft**  
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser  
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser  
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

**C. Leisler Ww.**

Neuenweg Ecke Weidengasse  
**MÖBEL-LAGER**  
 Lieferung ganzer Ausstattungen  
 :: sowie Einzel-Möbel ::  
 Eigene Polster-Werkstätte

**Reste** in Kleider-  
 stoffen sowie  
**Weißwaren  
 Wollwaren  
 Kurzwaren**

Strickwolle etc. empfiehlt bill.  
**K. Elle**  
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

**Kränze und Bufetts**

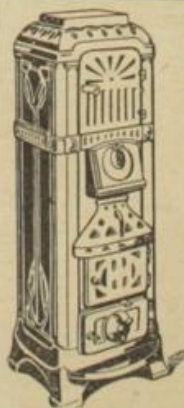
: in allen Preislagen :  
 bei schnellster Lieferung  
 reichliche Auswahl  
**Gärtnerei Wittmann**  
 Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

**Sport.**

Schneeschuhe — Stöcke  
**Rodelschlitten**  
 mit 10 Prozent Nachlaß.  
**C. Zimmermann,**  
 Schreinermeister, Neuen Bäume 15.

**Gesangbücher**

in großer Auswahl zu billigen Preisen  
**Bibeln, Andachtsbücher, Gebetbücher**  
 || Jedes gute Buch wird, wenn nicht ||  
 am Lager, gerne schnell besorgt ||  
 Reiche Auswahl in  
**Volls- u. Jugendjchriften und Unterhaltungsliteratur**  
 Holzbrandsprüche, gerahmte u. ungerahmte Bilder  
 Sonntags geschlossen.  
 Buchhandlung der Pilgermission, Gießen, Neuenweg 10  
 (am Kreuzplatz).



Amerikanische, irische  
**Regulier- u. Koch-Oefen**

alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile  
 Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,  
 transportable Kesselöfen, Kohlen-  
 kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-  
 geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,  
 sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel  
 empfiehlt

**Edgar Borrmann, Gießen**  
 Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11